

## Das weibliche Ideal nach Homer mit Rücksicht auf andere National-Epen.

### I.

Das ganze Mittelalter und einen guten Theil der Neuzeit hindurch galten die römischen Dichter Virgil und Statius bei den Gelehrten für die bedeutendsten Epiker; ihre Werke wurden vorzugsweise gelesen, ihren Stil glaubte man in eigenen dichterischen Versuchen nachahmen zu müssen, aus ihnen leitete man die Regeln für die epische Dichtkunst überhaupt ab und hielt jede von diesen Regeln abweichende Darstellung für barbarisch. Selbst ein Dichter wie Dante, der mit der Tradition brach und ein größeres Werk in der bei den Gelehrten verachteten Volkssprache Italiens zu dichten unternahm, nennt Virgil seinen Lehrer und stellt ihn als den größten Meister der Poesie dar; auch dem Statius wird von ihm vorzügliche Achtung gezollt. Tasso beginnt sein befreites Jerusalem, ein Werk, das überhaupt durchweg den Stempel der Nachahmung römischer Dichtung trägt, geradezu mit einer Uebersetzung des virgilischen *arma virumque eano*. Shakespeare zeigt sich überall mit dem römischen Alterthum vertraut; das rhetorische Pathos der römischen Dichtung scheint sogar nicht ohne Einfluß auf seine Diction geblieben zu sein; nicht die geringsten Spuren dagegen entdecken wir von einer Bekanntschaft mit der epischen und tragischen Kunst der Griechen, deren edle Simplicität den Stil des großen Dramatikers vielleicht von manchen Auswüchsen gereinigt, vor manchen Ungeheuerlichkeiten bewahrt haben würde.

Die homerischen Gedichte dagegen wurden, wie überhaupt die griechische Poesie, wenn auch nicht verachtet, doch unbeachtet gelassen. Der Grund dieser auffallenden Vernachlässigung beruhte in einer Ueberschätzung des römischen Alterthums, dessen rhetorischer Schwung dem damaligen Sinn mehr entsprach als die keusche und natürlich einfache Schönheit hellenischer Kunstübung. Eine Unbekanntschaft mit der griechischen Sprache ist nicht vorauszusetzen; aristotelische Schriften wurden vielfach gelesen und erklärt, eigentlich dem ganzen philosophischen Unterricht zu Grunde gelegt; und selbst, als man zur Zeit des Wiederauflebens der Alterthumswissenschaft im 15. Jahrhundert anfang, den Plato in der Ursprache zu lesen, wandte man den homerischen Liedern wenig Aufmerksamkeit zu. Erst in neuerer Zeit ist Homer, dessen Vaterstadt zu sein einst sieben griechische Städte sich rühmten, von dessen Tische nur Brosamen zu bieten, der große Tragiker Aeschylus bekannte, auf dessen Dichtungen sich mehrere Jahrhunderte lang die Studien der großen alexandrinischen Gelehrten vorzugsweise bezogen, in glänzendster Weise wieder zu Ehren gekommen: die Rollen sind völlig vertauscht; Statius ist in verdiente Vergessenheit zurückgesunken; Virgil gilt in der römischen Poesie, die als dem Kern nach nicht national, höchstens als eine Nachblüthe der griechischen aufgefaßt wird, als Hauptvertreter des lateinischen Kunstepos; Homer aber (um die ältesten Producte griechischer Epik unter dem bekannten Namen zusammen zu fassen) nimmt als Bildungsmittel aller gelehrte Gebildeten wieder eine ähnliche Stellung ein, wie sie ihm von den Griechen zuerkannt wurde.

Die That, die Ueberschätzung der römischen Epiker gebrochen und Homer in seine Rechte wieder eingesetzt zu haben, gehört vorzugsweise Winkelmann, Lessing und Herder an, von denen ersterer in warmer Begeisterung für die Antike, mit einem beispiellosen Nachempfindungsvermögen die Werke der alten Dichter und die erhaltenen Schöpfungen der bildenden Künste durch Vergleichung wechselseitig beleuchtete, der zweite die Vorzüglichkeit der homerischen Dichtung im Laokoon philosophisch nachwies, und letzterer mit seiner Feinfühligkeit für Naturwüchsiges, Unmittelbares, das Volksmäßige des griechischen Epos im Gegensatz zum Kunstepos vorzugsweise erfaßte und darstellte. Da die Ansichten dieser Männer indessen Boden fanden, und, freilich sehr allmählig, Gemeingut der Gebildeten wurden, so ist überhaupt eine Richtung jener Zeit, ein Vorbereitetsein für das richtige Verständniß insolge verschiedener, vielfach kaum noch nachweisbarer Ursachen vorauszusetzen. Es waltete ja überhaupt in jener Zeit ein durchgehender Trieb, statt des Ueberkünstelten, conventionell Gewordenen, das rein Natürliche zu suchen und zu setzen. Diesem durchgreifenden Grundzuge des Jahrhunderts entsprangen einerseits Umdäzungen in Politit und Wissenschaft, andererseits das Brechen der Kunstjünger mit der Tradition, das Streben nach Ursprünglichkeit, das 3. Thl. freilich in wüsten Naturalismus ansartete, andererseits jedoch von dem todtten Formalismus des französischen Classicismus befreite und den Blick für das Volksmäßige und einfach Schöne dermaßen schärfte, daß die reinen Formen griechischer Poesie und Kunst allmählig verstanden und gewürdigt werden konnten. Wie mangelhaft indessen noch zu Anfang dieses Jahrhunderts auch bei den Besten das Verständniß des eigentlichen Wesens des volksmäßigen Epos war, beweist der glücklicher Weise nur aus zwei Gefängen bestehende Versuch Göthes die Ilias (Achilleis) fortzusetzen, und die naive Selbstüberschätzung Platens, der dem deutschen Volke freilich nie erschienene Iliaden und Odysseen versprechen zu können glaubte. Wie bedeutend aber das Ergreifen der griechischen Poesie und insbesondere des homerischen Epos für die ganze moderne Litteraturentwicklung geworden ist, wie man namentlich die Einfachheit und den hohen Adel der Form in Göthes Werken, im Gegensatz zu der ungebändigten Kraft und der manchmal zu üppig strohenden Fülle Shakespeares zum großen Theil diesem Einfluß zuschreiben hat, ist bereits nach allen Richtungen hin vielfach beleuchtet und gewürdigt worden.

Weshalb nun, könnte man fragen, genießt und verdient das homerische Epos die außerordentliche Werthschätzung, die es im Alterthume genoß, und die Neuzeit ihm wiederum zu Theil werden läßt? Die Antwort ist einfach genug: es ist ein Volksepos in vollendeter Kunstform, und zwar des geistreichsten Volkes, das die Geschichte kennt. Während das Kunstepos einen einzelnen Dichter voransetzt, der irgend einen seiner Eigenthümlichkeit besonders zusagenden Stoff, mit bewußter Kunst, in einer selbstgewählten Form behandelt und ihn mit ihm persönlich eigenen Grundgedanken durchdringt, ist das Volksepos als das Product einer Gesamtheit aufzufassen; die äußere Form freilich rührt von Einzelnen her, denen die Gottheit die Gabe des Gesanges verliehen, d. h. die vermöge einer lebendigeren Phantasie dasjenige klar und verständlich darzustellen vermochten, was alle dunkel fühlten, unbestimmt dichteten. Die Persönlichkeit der einzelnen Sänger tritt so sehr zurück, daß ihre Namen meist nicht einmal erhalten sind; sie sind und fühlen sich eins mit dem Ganzen; sie wollen und können ihre Individualität nicht zur Geltung bringen; ihre Kunst ist ihnen völlig unbewußt, nicht durch Reflexion vermittelt; ihre Anschauungen sind naiv, wie die des ganzen Volks.

Zur Blüthe des Volksgesangs gehören also nothwendig gleiche Bildung und Interessen aller, oder wenigstens der herrschenden Klassen; fehlt diese geistige Einheit, so verstummt der Volksgesang oder er entartet. Gedeihen kann daher diese Poesie nur zu Zeiten, wo in Folge von gewissen Kulturverhältnissen, Individualitäten d. h. Geister, die den geistigen Anschauungen der Masse in eigenartiger Bildung entgegen treten, nicht vorhanden, in Folge des engen geistigen Gesichtskreises unmöglich sind. Ihre höchste Blüthe ist mithin an eine gewisse Kulturstufe gebunden. Vor dieser Stufe findet ein Ringen nach Vollenbung statt, nach ihr eine Verkümmernng. An den Dichtungen nun, die ein Volk in diesen, dem Volksgesange günstigsten Verhältnissen producirt, haben wir einen Gradmesser für seine poetische Leistungsfähigkeit überhaupt, andererseits aber auch ein treues Spiegelbild seines Dichtens und Trachtens in dieser

Periode, ein culturgeschichtliches Monument, in dem die Ideen, Ideale und Erfahrungen eines Volks sich crystallisirt haben. Die älteste Form, in der die Ideen eines Volks niedergelegt sind, bildet der Mythos, eine poetisch-phantastische Kosmologie; eine jüngere tritt uns in der Sage, die als eine ideale Psychologie zu bezeichnen wäre, einem Niederschlage des Mythos, entgegen. Der tiefere Sinn der Mythen nämlich wurde über dem poetischen Gewande vergessen; durch Specialisiren, Localisiren und Historisiren suchte man sie sich wieder verständlich zu machen, d. h. der ahnungslos schaffende Volksgeist formte die alten Naturmythen zu ethischen um, vermenschlichte mehr, verlegte, was Jahr für Jahr in der Natur sich ereignet, in die Vergangenheit, verknüpfte es wirklich Geschehenem, wies ihm eine bestimmte Localität an; so verwob sich Mythisches und Geschichtliches, Mythisches bekam geschichtlichen Anstrich, Geschichtliches wurde im Mythos aufgelöst. So wurzelt gleichsam der Baum ältester Sage im Mythos und zieht seine Nahrung aus ihm; die treibende und gestaltende Kraft ist der Volksgeist; entzieht dieser sich ihm, oder gebricht jene, so welkt das grüne Laub, der Stamm stirbt, oder fristet ein kümmerliches Dasein. Je reicher aber die Nahrung, je gewaltiger die treibende Kraft, desto üppiger wird das Wachsthum sich entwickeln. Manche Völker nun sind auf der für die epische Kunst günstigsten Culturstufe stehen geblieben, wie die Serben und Finnen: bei ihnen blüht noch jetzt der Volksgefang; andere sind in ihrer Weiterentwicklung durch fremdartige Einflüsse gekreuzt, durch politische Störungen in ursprünglich fremde Bahnen gelenkt worden: zu diesen Völkern gehört das deutsche, dessen naturgemäße Entwicklung die Einführung des Christenthums unterbrach; noch andere scheinen von Hause aus so wenig Anlage zur Poesie besessen zu haben, daß auch unter den günstigsten Verhältnissen eine epische Nationalpoesie nicht erblühte; zu diesen letzteren gehören die Römer, bei denen die Phantasie im Vergleich zum Verstande offenbar zu kurz gekommen ist. Noch anderer Völker epische Producte, wie die der Gallier, die nach Cäsar eine reiche Poesie besaßen, sind durch die Schrift nicht fixirt worden, oder sie sind aufgezeichnet, durch die Ungunst der Zeiten aber verloren gegangen, entziehen sich somit bis auf einige Nachklänge in der Volks Sage der Betrachtung und Würdigung. Einen durchaus normalen Verlauf hat nur eine Litteratur genommen, die griechische, deren wichtigste Denkmäler in einem so engen Zusammenhang mit der ganzen geistigen Entwicklung der Nation stehen, daß in ihnen immer ein Entwicklungsstadium des ganzen Volks, durch eine künstlerische Individualität zusammengefaßt, einen Ausdruck und Abschluß findet. In streng logischer Folge nämlich entwickeln sich die verschiedenen Gattungen der Poesie: so findet (um bei den Hauptarten der Dichtkunst stehn zu bleiben) die patriarchalische Zeit der Königsherrschaft im heroischen Epos ihren Ausdruck und Abschluß; die Periode der Einführung der demokratischen Staatsverfassungen, des Durchbrechens zur Individualität spiegelt sich in einer kräftigen, subjectiven Lyrik ab; das Drama endlich bildet den Schlußpunkt der ganzen Entwicklung. Epik und Lyrik, Gesang und Tanz, Malerei und Baukunst schlossen sich hier zu einer höheren idealen Einheit zusammen; wenn die Epik vorzugsweise dem ionischen Stamm, die Lyrik dem äolischen und dorischen angehört, so war nur in Athen das Drama in seiner Vollendung möglich, wo alle Strahlen der Bildung und Kunst sich concentrirten, alle Stammeseigenthümlichkeiten zu einem höheren Ganzen verschmolzen. In eben so strenger Folge entwickelt sich die Prosa: der epischen Kunst entspricht die geschichtliche Prosa, beiden das noch nicht reflectirende, nur in sich aufnehmende Knabenalter; die rednerische Prosa bringt wie die Lyrik das subjective Gefühl, das Charakteristische des Jünglingsalters, zum Ausdruck; das Mannesalter endlich, wo Charakter gegen Charakter sich kämpfend gegenüberstehn, findet sein Abbild im Drama einerseits, in den philosophischen Dialogen andererseits. Bei einer so normalen Entwicklung eines Volkes, das vorzugsweise künstlerisch beanlagt genannt werden muß, und sich mit beispielloser Begeisterung diesem Drange hingab, ist es mehr als wahrscheinlich, daß es innerhalb der Grenzen seiner Volksindividualität überall in der Kunst das Höchste geleistet hat, und daß seine Leistungen nur insofern hinter einigen neuerer Völker zurückstehn, als zu solchen ein lebhafter Contact und Austausch mit andern Nationalitäten erforderlich war, und kosmopolitische Perspektiven eröffnet sein mußten. Auch die folgende vergleichende Uebersicht der weiblichen Idealgestalten einiger Volksepen wird ergeben, daß das griechische in Betreff der lebendigen Erfassung der Wirklichkeit und der Form

der Darstellung den andern voransteht, in Tiefe der Auffassung der Weiblichkeit dem deutschen Epos nur in Folge der diesem zugemischten christlichen Elemente weichen muß.

Die Vorzüglichkeit der Kunstform zeigt sich äußerlich im Metrum. Der Hexameter übertrifft durch rhythmischen Fall und durch die reiche Fülle von Verschnittensarten, die in stetem, wirkungsvollem Wechsel angewendet, jede Monotonie verhüten, sowohl die reimlosen Trochäen des serbischen und finnischen Epos, die alliterirenden Verse des nordischen, die assonirenden Trochäen des spanischen, die kurzen Reimpaare des persischen, als auch die aus vier achtsilbigen, ungeräumten Versen bestehende Strophe des indischen, sowie die vierzeilige gereimte des deutschen Epos.

Von größerer Bedeutung noch als die äußere ist die innere Kunstform, die dichterische Darstellung. Es ist eine Eigenthümlichkeit des griechischen Volkes überall scharf zu sehen und aufzufassen und das geistig Erschaute klar und übersichtlich, mit Vermeidung von Schwulst und Nüchternheit zur Darstellung zu bringen; Phantasie, Gefühl und Reflexion sind bei ihnen Factoren von gleicher Bedeutung, die zusammenwirkend die schönste Harmonie ergeben, während bei den Orientalen die Phantasie, vom nüchternen Verstande zu wenig gezügelt, ins Maßlose und Ungeheuerliche ausschweift, so daß Schwulst unvermeidlich wird; das deutsche Volksepos bei aller Gefühlstiefe und Innerlichkeit, des freien Schwungs der Phantasie und der scharfen und klaren Erfassung der Wirklichkeit ermangelt. Das serbische Epos besitzt etwas von griechischer Klarheit, ist inessen, vielleicht eben durch die Berührung der Serben mit den Türken von orientalischer Ungeheuerlichkeit nicht freizusprechen. Persische Hiebe, „die die Welt zerspalten“, führen serbische Helden freilich nicht, daß aber einige Serben ganze Türkenheere in die Flucht schlagen, ist ganz an der Tagesordnung. Einseitig, aber in dieser Einseitigkeit hochvollendet, steht das spanische Epos da; es beschäftigt sich vorzugsweise mit der drastischen Ausmalung seelischer Zustände; für die ihn umgebende Natur hat der spanische Romancier wenig Sinn; die mannigfachen Stimmungen aber, die wehmüthigen und leidenschaftlichen Erregungen seiner Helden werden uns in spannenden Situationen mit einer bewunderungswürdigen Schärfe und Feinheit vorgeführt. Die Zahl freilich dieser fein analysirten Charaktere ist beschränkt; mit Vorliebe werden eigentlich nur zwei Typen behandelt: der genau nach dem anerkannten Codex der Ehre denkende und handelnde Ritter ohne Furcht und Tadel; die ihm ergebene, in Allem, was die Ehre gebietet, sich unbedingt ihm unterordnende Dame. Eine ganz eigenthümliche Stellung hinsichtlich der poetischen Darstellung nimmt das nordische Epos ein; es zeichnet skizzenhaft, in wenigen kühnen Umrissen, überspringt Zwischenglieder mit einer Breviloquenz, die oft großartig wirkt, öfter noch einem dunklen, räthselhaften Drakelton gleicht. Von einem eigentlichen Fluß der Erzählung, von einer liebevollen Betrachtung des Einzelnen zeigen sich wenig Spuren; so erscheint diese nordische Dichtungsweise, die in der spätern Skaldenpoesie durch die ständigen dunklen Umschreibungen der einfachsten Begriffe zum förmlichen Räthselaufgeben wird, mit der Darstellung der deutschen Volksfänger verglichen, rauh und starr; zu der Anmuth und Schönheit griechischer Dichtung aber bildet sie einen schneidenden Gegensatz. Im finnischen Epos endlich tritt das epische Element vor dem lyrischen so sehr in den Hintergrund, daß ein entschiedenes Mißverhältniß entsteht; den Stil charakterisirt neben kindlicher Naivität eine übermäßige Breite und Fülle, die auf orientalischem Ursprung hinweist.

Die oben besprochenen Epen nehmen jedoch, abgesehen davon, daß sie historisch einander fern stehn, auch hinsichtlich der Entwicklung, die jedes Epos für sich durchgemacht hat und der Stufe, auf der es fixirt ist, höchst verschiedene Stellungen ein. Es lassen sich in der Entwicklung des epischen Volksgesangs überhaupt fünf Stufen unterscheiden (manche Völker haben sie vollständig durchlaufen; andere sind auf einer derselben stehn geblieben; von keinem Volke sind Monumente einer jeden dieser Stufen erhalten).

1. Hymnen: lyrisch-epische Ergüsse, die das Wesen und die Thaten der Götter preisen; als Denkmäler dieser Stufe liegen die indischen Veden vor, die aus besondern Gründen von den Priestern aufgezeichnet worden sind. Als Verfasser solcher Gesänge sind vorzugsweise Priester anzunehmen. In Griechenland knüpft sich diese heilige Poesie an die Namen Orpheus, Olen u. a. m.; nach dem Periegeten

Pausanias bedienten sich die vorhomerischen Dichter schon des Hexameters, der auch als Metrum der Drafessprüche dieser Zeit bezeichnet wird.

2. Rhapsodien d. h. selbstständige kleinere Dichtungen aus der Götter- und Heldensage, welche letztere sich bereits aus ersterer verdichtet hat, von der Ausdehnung, wie sie zum Vortrag beim Gastmahl der Edlen schicklich war. Als Dichter darf man z. Thl. die Edlen selbst voraussetzen, wie denn ja in der Ilias Achilleus die Thaten der Männer singt, und nach nordischen Dichtungen die Goldharfe beim Mahle im Heldenkreise herumgeht. Hieher sind vielleicht, jedoch mit wenig Wahrscheinlichkeit, manche der älteren Eddalieder; einige ältere spanische Romanzen, so fern sie nicht dem Cyclus des Sid angehören, und einzelne serbische Heldenlieder zu rechnen, die sich mit dem Liederkreise des Helden Marko und dem der Amselschlacht nicht berühren.

3. Gruppirte Rhapsodien: d. h. selbstständige Lieder, die sich um einen Kern gruppiren, ohne untereinander in einem strikten Zusammenhang zu stehen. Als Beispiele dieser Art der Epik dürfen die meisten Lieder der Ilias, die erst durch spätere Redaction in einen scheinbaren Zusammenhang gebracht sind, die Lieder der Edda, die sich auf die Niflungen beziehen, die deutschen Lieder von der Nibelungen Noth, die erst durch mehrfache Uebearbeitungen den Schein einer Epopöe erhalten haben, die serbischen Lieder von Marko Kraljewitsch einerseits und der Amselschlacht andererseits, und die spanischen Romanzen vom Sid angesehen werden. Die Verfasser dieser Lieder sind Sänger von Profession, die insofern eine Art Schule bilden, als sie sich einem und demselben Sagenstoff zuwenden und eine im Ganzen übereinstimmende Auffassung desselben besitzen. Es kann auch nicht ausbleiben, daß sich bei gleichem Bildungsgrad der Sänger, gleichem Stoff und gleicher Zuhörerschaft allmählig eine Art von Dichtersprache bildet, die anfangs fließend und veränderlich, später immer fester wird und endlich zu todten Formeln erstarrt.

4. Epopöen. Ursprünglich selbstständige, von verschiedenen Sängern gedichtete Lieder werden durch einen noch vollständig in der Volkspoesie stehenden Dichter von bedeutender technischer Fertigkeit zusammengefaßt und mittelst eigener Um- und Zubichtung zu einem größeren Ganzen möglichst verschmolzen. Dahin gehören: die Patroklie in der zweiten Hälfte der Ilias, die Odyssee, Gudrun, das finnische Epos: Kalewala, manche Theile der beiden indischen Epen: Mahabharata und Ramajana. Das Ideal dieser Stufe wäre es, den ganzen Ausbau der Götter- und Heldensage eines Volkes, das sie selbst noch lebendig empfindet und dichterisch mitgestaltet, in poetischer Form zu fixiren; dies Ideal hat sich indessen nirgend vollkommen verwirklicht (vielleicht annäherungsweise im finnischen Epos), da überall gewisse Sagenchelen, in denen sich die Eigenthümlichkeit des Volkscharacters vorzugsweise offenbart, immer von Neuem mit Lust und Liebe behandelt und ausgedichtet, andere Cyclen dagegen als dem innersten Wesen des Volkes weniger homogen, vernachlässigt werden. Solche Lieblingsthemata waren für die Griechen die Sagenkreise der Iliade und Odyssee, deren poetische Darstellungen sich eben auch nach dem Gesetze der natürlichen Auswahl, das sich auf Zeiten, wo die Dichtung durch die Schrift noch nicht fixirt wurde, sehr wohl anwenden läßt, am längsten erhalten und die mit weniger Mitteln der Selbsterhaltung versehenen poetischen Schöpfungen in Vergessenheit gebracht und so gewissermaßen vernichtet haben. Nach demselben Gesetze mußten die Lieder der ersten Stufe denen der zweiten weichen, weil letztere zeitgemäßer waren (das neueste Lied ist das beste, heißt es in der Odyssee), d. h. weil die Auffassung der Götter, ihre größere Vermenschlichung, die tiefere Erfassung der Heldencharaktere, die entwickelteren ethischen Principien der nunmehrigen Anschauung des Volkes mehr entsprachen, die Kunst der Darstellung eine vorzüglichere war. Auch die Heldenlieder von der „vielbesungenen Argo“, deren die Odyssee gedenkt, die Lieder von den Thaten des Herakles, von den sieben Helden vor Theben, die unzweifelhaft vorhanden waren, traten in Vergessenheit vor den Liedern des troischen Kreises und den Irrfahrten des Odysseus. Die Charaktere, die in diesen Sagen auftreten, sagten dem Volksgeiste in einer Weise zu, waren so sehr die Fleisch und Blut gewordenen Ideale desselben, daß die Dichter so lange bei ihnen stehen blieben und nur ausdichteten und verfeinerten, umgestalteten und bereicherten, als überhaupt die Epik blühte, d. h. so lange die Culturverhältnisse ihre Blüthe ermöglichten.

5. Eheliche Dichtung. Dichter, die wie ihre ganze Zeit, lebendiger Sage fern stehn, unternehmen es, in der für sie schon erstarrten Form der Volksdichtung zu schreiben, in der Absicht durch Versificirung vorhandenen Sagenstoffs ein möglichst vollständiges corpus epicum zu erzielen. Hierher gehören die griechischen Dichter des sogenannten epischen Cyclus, deren Werke im Alterthum wegen des Stoffs vielfach gelesen wurden und namentlich den Tragikern unentbehrliche mythologische Handbücher waren. Auch in den indischen Epen wird ein guter Theil auf Dichter oder besser Versschmiede solchen Schlags zurückgeführt. Es ist charakteristisch für sie, daß sie sich der Schrift bedienen und gelehrte Zwecke verfolgen, während die alten Volksdichter zum Ergötzen der Zuhörer sangen.

Auch dem Inhalte nach unterscheiden sich die oben berührten Epen bedeutend. Göttersage für sich liegt nur in den Götterliedern der Edda, den indischen Vedem und einigen Theilen des Mahabharata und Ramajana vor; Heldensage und Göttersage verknüpft, bildet den Inhalt der zweiten Hälfte der poetischen Edda, des indischen, griechischen und finnischen Epos; Heldensage für sich mit sehr vereinzelt mythologischen Nachklängen tritt uns im deutschen und serbischen Epos entgegen; lediglich zur Sage umgebildete Geschichte ohne allen mythischen Hintergrund bietet das spanische, 3. Thl. auch das serbische Epos. Das persische Epos nimmt insofern eine Sonderstellung ein, als Firdusi um das Jahr 1000 nach Christi die uralten, bei den Bekennern des Zoroastrischen Glaubens auch während der Herrschaft der Araber noch lebendigen Heldenlieder mit geistlicher Hervorhebung des Mythisch-Symbolischen und die sagenhafte Ueberlieferung der spätern persischen Geschichte von der Zeit der letzten Nachkommen des Darius Hystaspis bis zu dem Sturz der Sassaniden zu einem ungeheuren Epos, der Schahname, vereinigte. Er scheint sich aber im Ganzen der Tradition treu angeschlossen zu haben, so daß sein Werk, obgleich der Form nach ein Kunstepos, dem Kern nach für volksmäßig angesehen werden kann.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen wenden wir uns zum eigentlichen Thema, durch eine Schilderung der edelsten Frauengestalten der Sage, in denen ein jedes Volk seine höchsten Wünsche in Betreff der geistigen und körperlichen Schönheit des Weibes gewissermaßen verkörpert hat, weitere Blicke in die Charaktereigenthümlichkeit der betreffenden Völker zu thun.

Äußere Schönheit. Mehreren Epen ist das echt-poetische Kunstmittel gemein, blendende weibliche Schönheit, welche genügend zu schildern die Sprache vergeblich sich müht und dem Pinsel des Malers oder dem Meißel des Bildhauers überlassen muß, an ihrer Wirkung auf andere klar zu machen. Im griechischen Epos ist die Darstellung der Wirkung von Helenas Schönheit auf die troischen Greise sehr bekannt und oft gerühmt worden; wir lassen diese Stelle der Ilias, sowie die verwandten Schilderungen anderer Epen in wörtlicher Uebersetzung folgen, um damit zu gleicher Zeit eine Probe des verschiedenartigen epischen Stils darzubieten.

Zur weiharmigen kam, zur Helena, Iris als Botin,  
Ihrer Schwägerin gleich, der Gattin des Antenorida,  
Welche der Sohn des Antenor gefreit, Helikaon, der Herrscher.  
Helena weilt' im Gemach, wo am großen Stuhle sie webte  
Purpurnes Doppelgewand, einwoh sie die häufigen Kämpfe  
Koffezwingender Troer und erzgerodter Achäer,  
Die sie durch Ares' Gewalt um ihretwegen ertrugen.  
Nah' trat Iris heran und sprach, die hurtige Botin:  
„Komm', lieb' Mädchen, hieher, um stauuliche Werke zu schauen  
Koffezwingender Troer und erzgerodter Achäer!  
Welche gegen einander zuvor den Jammer des Ares  
Erugten, den thränenreichen, voll Oier nach verderblichem Kriege,  
Diese — in Schweigen sitzen sie da; aufhörte das Kämpfen;  
Auf die Schilde gelehnt; die Speere stecken zur Seite —  
Doch Alexandros und er, den Ares liebt, Menelaos  
Werden mit langen Speeren um dich zum Kampfe sich stellen,  
Und wer siegt, dem heißest fortan du liebe Gemahlin.“  
Also die Göttin und stöfte ins Herz ihr süßes Verlangen

Nach dem Manne, dem frühern Gemahl, der Stadt und den Eltern;  
 Stracks das Haupt verhüllte sie sich mit dem strahlenden Kopftuch  
 Und enteilte dem Haus — dem Aug' entträufelten Thränen —  
 Nicht allein; es folgten ihr nach zwei dienende Mädchen,  
 Klymene großgeaugt, und Kethra, die Tochter des Pittheus.  
 Schnell erreichten sie drauf den Ort, wo das skäische Thor stand.  
 Priamos aber gesellt, und dem Panthoos und dem Thymoites,  
 Lampios, Klytiss auch, und des Ares Sproß, Hiktetaon,  
 Saßen Mälegon dort und Antenor, beide verständig,  
 Sie die greisen Berather des Volks, am skäischen Thore,  
 Kampfsunfähig durch Alter nummehr, doch vortreffliche Redner,  
 Ganz den Cicaden gleich, die im Wald auf dem Baume gereihet  
 Sitzen und lassen ertönen die liliänähnliche Stimme;  
 Solche waren die Führer der Troer, dort auf dem Thurme.  
 Wie sie die Helena nun ersah, die zum Thurme heranschritt,  
 Sprach sie schnell, zu einander gewandt, die geflügelten Worte:  
 „Niemand table die Troer und wohlunshienten Achäer,  
 Um solch' herrliche Frau langwährendes Leid zu erdulden!  
 Traum! Unsterblichen gleicht sie aufs Haar im Wuchse und Antlitze.  
 Aber auch so, wie schön sie auch ist, sie kehre zur Heimat,  
 Und nicht bleib' sie, für uns und die Kinder ein Leiden in Zukunft.“

**Indisch.** Nalus liber V. Dies gehört, kamen alle Schützer der Erde, von Sehnsucht durchbohrt, eilend herbei, um Damajanti zu erlangen. Es betraten die Herrscher durchs Thor die glänzende, mit goldnen Säulen geschmückte Halle, wie mächtige Löwen einen Berg. Dort auf bunte Sitze saßen nieder die Waltenden, allesammt wohlblustende Blumengewinde tragend, geschmückt mit Ohrgehängen aus klarem Edelgestein. Diese makellose Versammlung, erfüllt von Männergebieteren, wie die Bhogavata<sup>1)</sup> von Schlangen, wie die Berghöhle von Tigern — starke Arme zeigten sich da, Keulen gleiche, schöne, zarte, wie fünfhäuptige Schlangen; mit schönen Haaren, anmuthreich, mit schönen Nasen, Augen und Brauen, leuchteten der Könige Angesichter wie die Sterne am Himmel — diesen Kreis betrat Damajanti mit schönem Antlitze, hinreißend durch ihre blendende Schönheit der Herrscher Augen und Sinn. Auf ihre Gestalt glitten die Blicke der Hochherzigen, die sie schauten, und hafteten dort, regungslos.

**Serbisch.** Talvj. Bd. I. p. 215. Die drei größten Serbenhelden bewerben sich um eine schöne Jungfrau, die sie nie vorher gesehen haben; die Schöne erscheint:

Da begann auf kleinen Treppenstufen  
 Der Pantoffeln Aufschlag sein zu klappen,  
 Eine Schaar trat jetzt herein von Jungfräun,  
 Mitten drunter die Jungfrau Kossanda.  
 Als Kossanda eintrat in den Söller,  
 Da erglänzten plötzlich die vier Wände  
 Von dem wunderherrlichen Gewande,  
 Von dem prächt'gen Wuchse und schönen Antlitze.  
 Schweigend standen die drei Serbenführer,  
 Sah'n sie an in schamvoller Verwirrung,  
 Hoherstaunt ob ihrer Wunderschöne!  
 Viel gesehen hatte schon der Marko,  
 Kannte aus dem Waldgebirg' die Wila,<sup>2)</sup>  
 Und die Wila war ihm Bundeschwester,  
 Nicht war jemals er wovor erschrocken,  
 Noch hatt' irgend ihn etwas beschäm't;  
 Aber jecho staunt' er vor Kossanda,  
 Und vor Leka<sup>3)</sup> schämt er sich ein wenig.  
 Standen alle drei gesenkten Blickes.

<sup>1)</sup> Stadt der Schlangen in der Unterwelt.

<sup>2)</sup> Eine Göttin für alles bei den Serben.

<sup>3)</sup> Der Vater des Mädchens.

Spanisch. Eid, Duttonhofer S. 22. Nach der Trauung des Eid und der Kimene werden allerlei Scherze und Spiele arrangirt; der König führt die junge Frau am Arme.

Aus den Gittern, aus den Fenstern,  
Sie so viel des Weizens warfen,  
In des Königs große Mütze  
Ist manch Körnlein eingefallen.

Und der lieblichen Kimena  
Fällt hinunter an dem Halse  
Manches Körnlein, das der König  
Ab vom Busen strebt zu halten.

Neidisch sagt auf dies Suero:  
— Und der König, wohl vernahm er's —  
„König sein ist gar nicht übel,  
Aber Hand sein besser wahrlich.“

Einen Helmbusch schenkt der Fürst ihm  
Zur Belohnung dieses Spases,  
Und er bittet die Kimena,  
Einen Kuß ihm zu verstaten.

In einer andern Romanze, „der erste Kirchgang der Wöchnerin Kimena“, ist die Wirkung der Schönheit noch naiver als im serbischen Epos dargestellt:

Und so schön geht hin Kimena,  
Daß die Sonne stehen blieb  
Mitten auf des Himmelsbogens  
Rund, um zu betrachten sie.

Der Nibelungen Noth. Str. 279. Siegfried, der im Sachsenkriege große Heldenthaten verrichtet hat, sieht Kriemhilde, die er schon lange im Herzen getragen, zum ersten Mal.

Aus eines Zimmers Thüre sah man sie alle gehn.  
Da mußte großes Drängen von Helden bald geschehn,  
Die alle harrend standen, ob es möge sein,  
Daß sie da fröhlich sähen dieses edle Mägdelein.

Da kam die Minnigliche: so tritt das Morgenroth  
Hervor aus trübten Wolken. Da schied von mancher Noth,  
Der sie im Herzen hegte, was lange war geschehn.  
Er sah die Minnigliche nun gar herrlich vor sich stehn.

Von ihrem Kleide leuchtete mancher Edelstein,  
Ihre rosenrothe Farbe gab minniglichen Schein.  
Was Jemand wünschen mochte, er mußte doch gestehn,  
Daß er auf dieser Erde noch nichts so Schönes gesehn.

Wie der lichte Vollmond vor den Sternen schwebt,  
Des Schein so hell und lauter sich aus den Wolken hebt,  
So glänzte sie in Wahrheit vor andern Frauen gut:  
Das mochte wohl erheben hier manchem Helden den Muth.

Die reichen Kämmerlinge schritten vor ihr her;  
Die hochgemuthen Degen ließen es nun nicht mehr:  
Sie drängten, daß sie sähen die minnigliche Maid  
Siegfried dem Degen war es lieb und wieder leid.

Er sprach in seinem Sinne: „Wie dacht ich je daran,  
Daß ich dich minnen sollte? Das ist ein eitler Wahn;  
Soll ich dich aber meiden so wäre ich sanfter todt.“  
Er ward von Gedanken oft bleich und oft wieder roth.

\*

\*

\*

Münniglicher Weise sie grüßte Siegfrieden schön,  
Er neigte sich ihr münniglich, als er Dank ihr bot;  
Da zwang sie zu einander sehnender Minne Noth;  
Mit liebem Blick der Augen sahn einander an  
Der Held und auch das Mägdelein; das ward verstoßen gethan.

Ward freundlich da geliebt ihre weiße Hand  
In rechter Herzensminne, das ist mir nicht bekannt.  
Doch kann ich auch nicht glauben, sie hätten nicht gethan:  
Zwei liebende Herzen thäten Unrecht daran.

Zu des Sommers Zeiten und in des Maien Tagen  
Durst er in seinem Herzen nimmer wieder tragen  
So viel der hohen Wonne, als er da gewann,  
Da die ihm ging zur Seite, die der Held zu minnen sann.

Da gedachte mancher Recke: „Heil wär mir so geschehn,  
Daß ich ihr ging zur Seite, wie ich ihn gesehn,  
Ober bei ihr läge! Das nähm ich gerne hin.“  
Es diene nie ein Recke so gut einer Königin.

Noch weiter als der Spanier, der die Sonne die schöne Ximena doch nur bewundern läßt, geht der Finne: Sonne, Mond und Sterne halten ein schönes Mädchen für würdig in ihr hochstrahlendes Geschlecht einzutreten und werben für ihre Söhne um sie.

Für ihr Söhnchen wirbt die Sonne,  
Nicht will sie zum Sonnenlande,  
An der Sonne Seit' zu leuchten,  
Bei der sommerlichen Eise.

Für den Sohn wirbt auch der Goldmond,  
Nicht will sie zum Haus des Mondes,  
An des Mondes Seit' zu leuchten,  
Um den Lustkreis zu durchlaufen.

Für den Sohn wirbt auch ein Sternlein,  
Nicht will sie zur Sternesheimath,  
Lange in der Nacht zu flimmern,  
An dem winterlichen Himmel.

Diese letzte Schilderung ist unzweifelhaft die naivste; die deutsche zeichnet sich durch die Tiefe des Gefühls aus; in der spanischen spricht der schallhafte Humor an; als wirksamste dürfen wir die griechische bezeichnen: wenn besonnene, durch ihren Charakter ehrwürdige Greise in leidenschaftsloser Betrachtung weibliche Schönheit anerkennen, so bekommen wir einen ungleich höheren Begriff von derselben, als wenn einerseits leidenschaftliche junge Helden und selbst liebebedürftige Götter von ihr hingerissen erscheinen, andrerseits aber die leblose Natur (was doch immer etwas Gezwungenes, nicht recht Glaubliches an sich hat) als bewundernd dargestellt wird.

Wir gehen jetzt zu den bestimmten Andeutungen über weibliche Schönheit, die in den verschiedenen Epen enthalten sind, über und suchen durch Zusammenstellung dieser Einzelheiten eine Vorstellung von dem Schönheitsideal eines jeden Volkes zu gewinnen.

Die Ansprüche, die der Indier an eine vollkommene Schönheit macht, entnehmen wir der Schilderung Damajanti's, um die sich Götter selbst bewerben. Besitzt eine Frau einen schlanken Wuchs, der Lotusblume gleich, zarte aber feste Glieder, eine wohlgerundete, straffe Büste, schöne Haut (ob diese Schönheit in weißem Teint, oder in der Weichheit der Haut oder in Weidern besteht, ist nicht ersichtlich), reiches, schwarzes Haar (ob gelockt, ist fraglich), ein Gesicht, das dem Vollmonde gleicht (also wahrscheinlich voll und rund, von Gesundheit strahlend, nicht eingefallen und faltig), schwarze Augen, die mandelförmig geschlitzt sind und den Augen der Gazelle oder auch Lotuskelchen gleichen (also groß und gewölbt

sind), bogenförmige Brauen, weiße Zähne und leuchtendrothe Lippen, so erklärt sie der Inder für die „Perle“ der Frauen. Das Kostüm besteht in einem über den Hüften gegürteten, kurzen Unterhemde aus rother Seide und einer Art Umschlagetuch; reiche Perlen- und Korallenschnüre schmücken Hals, Arme und das geflochtene Haar; hierzu kommen Arm- und Knöchelringe aus Gold und Elfenbein, ein sehr großes, mit Edelsteinen besetztes Ohrgehänge und ein Stirnreif. Der Körper ist mit wohlriechendem Oel gesalbt; die Brauen sind schwarz, die Nägel der Hände und Fußzehen hellroth gefärbt<sup>1)</sup>.

Das Ideal des Persers ist ähnlich. Hier wie dort sind schlanker Wuchs und ein Angesicht, das dem Monde gleicht, Haupterfordernisse; cypressenschlank und mondgesichtig sind die ständigen Beiwörter schöner Frauen. Auch müssen die Augen ebenfalls von schwarzer Farbe, jedoch nicht ohne schwachtenden Blick sein; auf die Form der Augen wird kein Gewicht gelegt; die Brauen wünscht man bogenförmig. Außerdem verlangt der Perser einen lilienweißen Teint; die Wangen rosig angehaucht; den Mund eng; die ganze Erscheinung muß strahlen, wie der muntre Frühling, oder der Regenbogen, oder der Stern Soheil. Ueber Tracht und Schmuck erfahren wir so viel, daß das Haar entweder nebartig geflochten, oder in Locken herabwallen, immer aber einen Moschus- oder Rosenölbust um sich verbreiten muß; der Schleier gilt für unentbehrlich; seidne, goldgestickte Kleider, ein Diadem mit Edelsteinen, goldnes Halsgeschmeide, ein perlenreicher Gürtel und Fingerringe erscheinen als schönster Schmuck.

Wie der Inder ein schönes Mädchen der Lotusblume vergleicht, so bezeichnet der serbische Dichter es als eine duftige Rose. Eine serbische Schönheit ist hohen und schlanken Wuchses, wie die Tanne oder die Pappel; weiß wie Papier und roth wie die Rose oder Wein sind die Wangen; die Augen schwarz (ein Jüngling, der in ein Mädchen verliebt ist, das stets die Augen niederschlägt, giebt es auf, als er bemerkt, daß die Augen blau sind), glänzend wie Edelsteine; die Brauen gleichen Meeresblutegeln, oder den Brauen des Falken (wahrscheinlich wegen der vollkommnen Ründung; Falkenbrauen genügen schon einen Jüngling in der Moschee in eine solche Aufregung zu versetzen, daß er glaubt, die ganze Moschee schwanke); die Augenwimpern sind dicht und lang, Schwalbenflügeln gleich; die Haare blond wie Gold, und seidnen Quasten ähnlich (also weich und wohl in Flechten getheilt); der Mund ist süß wie Honig oder ein Zuckerböschchen; die Zähne bilden eine Perlenschnur; Hals, Arm und Hände sind weiß wie der Schnee im grünen Wald, die Brüste zwei weiße Täubchen; spricht sie, so ist's, als gürte ein Täubchen; lacht sie, als ob die Sonne scheine; gekleidet ist sie in Gewänder von brennenden Farben: von rothem Sammet etwa ist das Obergewand, die Höschen grüne Seide; die rothen Schuhe oder zierlichen Pantöffelchen sind mit goldnen Schnallen geschmückt, Ringe bedecken die Hände, goldne Spangen und Gürtel halten die Gewänder zusammen, eine Perlenschnur windet sich durchs Haar. So strahlt die ganze Erscheinung wie die Sonne (wie sich denn ein Mädchen rühmt, schöner als Sonne, Mond und Sterne zu sein, was Frau Sonne sehr übelnimmt; der liebe Gott, bei dem die erzürnte sich beklagt, rath ihr, das übermüthige Mädchen quittengelb zu brennen).

Der griechische Dichter schildert theils, wie schon oben bemerkt ist, die Wirkung der Schönheit, wozu auch die Beiwörter „vielumwoben“ und „vindererwerbend“ zu rechnen sind, theils vergleicht er sterbliche Frauen mit Göttinnen, mit der goldenen Aphrodite und der schönen Jägerin Artemis, oder nennt sie die göttlichen unter den Frauen, theils endlich lobt er Einzelheiten, meist aber unbestimmt, so daß es oft schwer wird zu errathen, welche Eigenschaft er schön findet. Häufig genug nämlich lesen wir „mit schönem Haar, schönwangig, mit schönem Gewande, schön gegürtet,“ worin aber die Schönheit eigentlich besteht, bleibt unklar, ist nur aus einzelnen Andeutungen innerhalb der Erzählung zu errathen. Auch die Beiwörter der Göttinnen Artemis und Aphrodite gewähren keinen Anhaltspunkt; wenn diese „die goldne“ d. h. so werthvoll, köstlich wie Gold, „mit schöner Stephane versehen“ genannt wird, so erfahren wir damit wohl, daß der Grieche die Göttin überaus hoch schätzte und sie sich schön geschmückt dachte, nicht aber, welche Reize er ihr zuschrieb; auch das Beiwort „gernlächelnd“, so charakteristisch es

<sup>1)</sup> Weiß, Kostümkunde Bd. I, p. 480, nach Schilderungen des Kamajana.

für die Liebesgöttin ist, deutet eine anziehende Seite ihres Charakters, keine äußere Schönheit an. Eben-  
 sowenig klären uns die Epitheta der Artemis „mit schönen Flechten versehen“ (eine Eigenschaft, die sie  
 mit allen schönen Frauen des Epos theilt), „die heilige“, „mit goldner Spindel versehen“, „die Jägerin“,  
 „die pfeilschießende“ über die für sie charakteristische Schönheit auf. — Aus dem Gleichnisse aber (Od. 6,  
 107), wo Nausikaa mit eben dieser Göttin verglichen wird, erfahren wir etwas über die Gestalt derselben:  
 sie überragt die mitjagenden Nymphen um Haupteslänge; ebenso Nausikaa die Dienerinnen. Hierzu stimmt,  
 daß Athene die Penelope, damit die Freier sie noch mehr bewundern sollen (Od. 18, 195) größer und  
 voller macht; wir dürfen also schließen, daß eine hohe, volle, nicht allzu schlanke Gestalt beim weiblichen  
 wie beim männlichen Geschlechte<sup>1)</sup> griechischem Schönheitsinn homerischer Zeit am meisten entsprach<sup>2)</sup>.  
 Die verschönernde Thätigkeit Athenes verräth uns noch ein zweites Erforderniß griechischer Frauenschön-  
 heit; Athene säubert mit einem Toilettegegenstand Aphrodites, der göttlichen Schönheit selbst in Form  
 von Salböl, die Penelope der Art, daß ihre Haut weißer als gesägtes Elfenbein erscheint; nehmen wir  
 hierzu das gewöhnliche Beiwort schöner Frauen „weißarmig“, so ergibt sich, daß der Grieche in Betreff  
 des Teints die Ansicht des Persers und Serben vollkommen theilte. Mit weißem Teint ist in der Natur  
 gewöhnlich blondes Haar, in seinen vielfachen Nuancen vom Flachsgelben bis zum Lichtbraunen, verbunden,  
 wie denn nach Adamantios<sup>3)</sup> für die nördlicher wohnenden Völkerschaften, wie Skythen und Kelten, weiße  
 Haut und weißlichgelbe Haarfarbe nicht weniger charakteristisch waren, als für die südlichen Völker schwärz-  
 licher Teint und schwarze Haare. Von demselben Schriftsteller<sup>4)</sup> erfahren wir nun, daß man blondes  
 d. h. goldgelbes, ins Röthliche spielendes<sup>5)</sup> Haar für ein Kennzeichen rein-hellenischer Abkunft ansah;  
 in den homerischen Gedichten wird eben diese Haarfarbe jugendlich schönen Helden<sup>6)</sup> zugeschrieben, wäh-  
 rend Gestalten, in denen mehr die Kraft als die Schönheit hervortreten soll, durch dunkle Haarfarbe  
 charakterisirt werden<sup>7)</sup>: es ist daher wohl nicht unwahrscheinlich, wenn wir, obgleich direct nur Demeter  
 und Agamebe<sup>8)</sup> als blond bezeichnet werden, annehmen, daß die homerischen Dichter sich ihre weiblichen  
 Idealgestalten blond dachten, zumal sich nachweisen läßt, daß in älterer Zeit die blonde Haarfarbe so be-  
 liebt war, daß Frauen sie durch künstliche Mittel erzielten<sup>9)</sup>. Daß das Haar reich und dicht, weich und  
 fließend sein mußte, ergibt sich aus der Beschreibung des Thersites, dessen dünngefäde, borstige Wolle,  
 nebst Höcker, zugespitztem Schädel, schielenden Augen und zu kurzem Fuß, ihn zum häßlichsten der Griechen  
 vor Troja machen. Locken werden bei Helden (Od. 6, 231) erwähnt und gepriesen, lassen sich aber bei  
 Frauen, so sehr sie auch später bei den Griechen beliebt waren, nicht nachweisen; die durchgängige Mode  
 der Frauen des heroischen Zeitalters, das Haar in mehreren dicken Flechten über Busen und Schultern

1) Aristoteles, Nicom. Ethica. IV., 7: Schönheit ist nur bei großem Körper möglich, kleine Leute können anmu-  
 thig und in richtigen Verhältnissen gebaut sein, sind aber nicht schön.

2) Od. 1, 300; 16, 174 und oft.

3) Adamantios, Physiogn. II., 23.

4) Adam., Physiogn. II., 24.

5) Das xanthon ist eine Mischung von Roth und Weiß mit Metallglanz. Plato, Timaeus p. 68 B.

6) Achilleus Il. 1, 197; Meleagros Il. 2, 642; Menelaos Od. 1, 285; Rhadamanthys Od. 4, 564; auch Odysseus  
 Od. 13, 399, doch Od. 16, 176 wird ihm dunkles Haar zugeschrieben.

7) Freilich werden nur die Brauen des Zeus als dunkelfarbig (Il. 1, 528) bezeichnet, da aber die Farbe der Brauen  
 mit der des Haupthaars meist stimmt, und ferner Poseidon, gewissermaßen eine nur weniger großartige Wiederholung des Zeus,  
 das ständige Beiwort „dunkelhaarig“ führt, so dürfte wohl den ambrosischen Locken diese Farbe zuzuschreiben sein; Hector, Il. 22, 402.

8) Il. 5, 500; könnte auf die Farbe der reifen Saat bezogen werden. Agamebe Il. 11, 739.

9) Aelian. Var. Hist. 12, 1. Später freilich scheint die schwärzliche Haarfarbe die beliebtere gewesen zu sein, wenn  
 auch die Lyriker (bei Anacreon die Artemis, bei Pindar Athene R. 10, 7, die Chariten R. 6, 45 blond) und Tragiker (bei Eu-  
 ripides, Med. 834 die Harmonia), doch wohl mit Anlehnung an Homer, sowohl Göttinnen als Heroinnen als blond hervor-  
 heben, und Apollo, Eros und Bacchos stets die goldgelockten blieben. Doch war auch die wegen ihrer Schönheit hochberühmte  
 Hetäre Aspasia nach Aelian. Var. Hist. 12, 1 eine Blondine; von ihren sonstigen Reizen werden die sehr großen Augen, die um  
 ein Gerings gebogene Nase, die sehr kleinen Ohren, die rothigen Wangen und Lippen, die schneeweißen Zähne, die wohlgebildeten  
 Knöchel und die sanfte, einschmeichelnde Sirenenstimme angeführt.

herabfallen zu lassen, eine Tracht, die wir auf schwarzfigurigen Vasenbildern vielfach dargestellt finden, ließ natürliche Locken nicht zur Geltung kommen; so ist denn Vossens „lockige Ieto“, so gefällig sie sich auch ausnimmt, als nicht nachweisbar, aus dem Homer zu streichen. Als gewiß dürfen wir wohl annehmen, daß man schon zu Homers Zeiten an eine Schönheit den Anspruch machte, daß das Haar ohne Ecken an den Schläfen in einem ununterbrochenen Bogen das Antlitz umrahmte; eine große Stirn galt bei den Griechen geradezu für unschön; weshalb sich auch später die Frauen bemühten, die Stirn durch Umlegung von Binden kleiner erscheinen zu lassen. — Den Kopf, wie aus Thersites' zugespitztem Schädel hervorgeht, liebte man rund und gewiß auch nicht allzugroß, wie aus der Schilderung des schon erwähnten Physiognomikers zu entnehmen ist. Wir lassen die einschlägige Stelle hier folgen, da sie manches enthält, was über zweifelhafte Punkte der homerischen Anschauung aufklärt. „Wenn bei Menschen die hellenische und ionische Art rein erhalten ist, so sind diese hinreichend groß, mit breiter Brust, gerade gewachsen, in den Gelenken wohlgefügt, der Hautfarbe nach mehr weiß, blond von Haar, weder übermäßig beleibt noch zu mager, von festem Fleisch; sie haben gerade Schenkel, wohlgebildete Extremitäten, einen mittelgroßen, runden Kopf, einen gedrungenen Hals, dünne Lippen und eine gerade Nase; die Augen sind schwimmend, meerblau, lebhaft rollend und haben viel Licht in sich; unter allen Völkern nämlich besitzt das hellenische die schönsten Augen.“ Ueber die Form der Augenbrauen<sup>1)</sup> erfahren wir aus Homer nichts. Das Auge liebte man groß und gewölbt; hierfür spricht das ständige Beiwort der Here „stier- äugig“, das auch einer Dienerin der Helena und einer Nereide ertheilt wird<sup>2)</sup>; nicht starrblickend, sondern lebhaft rollend<sup>3)</sup>, bei Frauen wie beim männlichen Geschlechte. Der strahlende Glanz der Augen wird überall hervorgehoben; als Athene den Odysseus zum häßlichen Bettler umschafft<sup>4)</sup>, vertilgt sie ihm das blonde Haar, verwandelt die Haut an allen Gliedern in die eines Greises (also wohl in eine faltige, welke) und trübt ihm die Augen, die früher schön (also leuchtend) waren. Das Schwimmende des Auges, das Adamantios als charakteristisch für die griechische Race hervorhebt, finden wir im Homer nicht erwähnt; später war weibliche Schönheit ohne diesen feuchten Blick, der den Griechen schmachtendes, sehnsüchtiges Verlangen bedeutete, undenkbar. Die Frage nach der beliebtesten Augenfarbe läßt sich nur auf indirectem Wege erledigen. Nach Plato<sup>5)</sup> nämlich gab es drei Hautfarben: die schwärzliche, honiggelbe und weiße; der schwärzliche Teint erschien charakteristisch für männliche Kraft und Abhärtung; der honiggelbe fand auch seine Bewunderer, die indessen nach Platos Ansicht einen schlechten Geschmack verathen; als Kinder der Götter aber wurden die Besitzer des weißen Teints gepriesen. Nun entsprach nach Aristoteles<sup>6)</sup> der Farbe der Haut meist die der Augen; so war schwärzlicher Teint durchweg mit schwarzen, weißer mit blauen Augen verbunden. Mußte nun nach früheren Erwägungen blondes Haar, das auch in der Natur meist weißem Teint entspricht, als das an Frauen am höchsten geschätzte bezeichnet werden, so ist es an und für sich nicht unwahrscheinlich, wenn wir annehmen, daß auch die Augenfarbe, die in der Natur meist mit weißem Teint und blondem Haar verbunden auftritt, für die vorzüglichste gehalten worden sei. So wäre denn das Epitheton „blauäugig“, das Athene bei Homer abschließlich führt, nicht als für diese Göttin insbesondere charakteristisch, sondern nur als eine Bezeichnung ihrer und somit vorzüglicher Schönheit überhaupt aufzufassen<sup>7)</sup>. Hierzu stimmt, daß Stesichoros auch

<sup>1)</sup> Der Dichter des 28ten der Anacreontischen Lieder aus der alexandrischen Zeit verlangt vom Maler, daß er die beiden Bogen durch eine überaus zarte Linie als verbunden darstelle; ob diese Verbindung schon in jener Zeit für schön galt, läßt sich nicht feststellen.

<sup>2)</sup> Il. 3, 144; Il. 18, 40.

<sup>3)</sup> Il. 1, 389; Il. 1, 98.

<sup>4)</sup> Od. 13, 429 ff.

<sup>5)</sup> Plato, Republic. V. p. 474.

<sup>6)</sup> Aristoteles, Problemata 23. de generatione animalium 5.

<sup>7)</sup> Die Möglichkeit das Epitheton als ursprünglich mythisch-symbolisch zu fassen, bleibt offen; die homerischen Dichter möchten sich aber des eigentlichen Sinnes, welcher er auch gewesen sein mag, ebensowenig mehr, als bei dem Epitheton „stier- äugig“ bewußt gewesen sein.

der Kassandra dasselbe Epitheton beilegt, und der Dichter des schon erwähnten anacreontischen Liedes das Auge seiner Geliebten blau wie das der Athene gemalt wünscht<sup>1)</sup>. „Schönwangig“, wie die Helena, Chryseis u. a. bezeichnet werden, darf mit Wahrscheinlichkeit auf die Zartheit und rosige Färbung der Wange bezogen werden.

Als höchst charakteristisch für den Sinn und Blick der Griechen tritt uns noch das ziemlich häufige Epitheton „schön- oder wohlknöchelig“ entgegen. Offenbar ist „schön“ oder „wohl“ der Gegensatz zum Plumpen und wirklich ist in den meisten Fällen der zierliche oder plumpe Bau des Knöchels ein durchschlagendes Kriterium für die ganze Gestalt. Die schöngebogenen Glieder endlich, die einem mäßig gespannten Bogen ähnlich, den Eindruck von Kraft und Elasticität hervorrufen, dürften wohl auch für die weibliche Jugend in Anspruch genommen werden<sup>2)</sup>. Gelenkigkeit und Geschmeidigkeit<sup>3)</sup>, so wie Raschheit und Leichtigkeit der Bewegungen erwartet man von der Jugend überhaupt. Die Muskulatur wünscht man natürlich nur beim männlichen Geschlechte kräftig ausgebildet und markirt; eine mäßige Fülle aber jugendlich festen, von der Haut prall umschlossenen, „blühenden“ Fleisches darf den weiblichen Gliedern nicht fehlen; die Hand des Helden, die Schwert und Lanze führt, ist muskulös und schwerwuchtend<sup>4)</sup>, die spinnende und webende Frau hat zarte und leichte Hände<sup>5)</sup>.

Es erübrigt noch, einen Blick auf Tracht und Schmuck zu werfen; der Geschmack des homerischen Zeitalters in Betreff des Kostüms ist noch nicht ganz rein: man liebt noch, mehr nach asiatischer Anschauungsweise, das überladen Prachtige, eine Geschmacksrichtung, die sich selbst noch in den Goldelfenbeinstatuen des Phidias durch die Ueberfülle schmückenden Beiwerks fühlbar machte; erst später drang auch auf diesem Gebiete der Sinn für das einfach Schöne dergestalt durch, daß übermäßiger Schmuck für barbarisch galt. Die Schmückungsscene der Here, die durch ihre Reize den würdigen Vater der Götter und Menschen zu bezaubern beabsichtigt<sup>6)</sup>, gewährt uns einen Einblick in die Toilette einer griechischen Heroine. Here zieht sich in ihr Schlafgemach zurück, das Hephästos erbaut und mit einem kunstvollen Riegel versehen hat, „daß kein anderer Gott es zu öffnen vermag“. Nachdem zugeriegelt ist, säubert die Göttin zunächst mit Ambrosia die liebliche Haut von allen Flecken<sup>7)</sup>; dann folgt die wichtigste Proccedur: die Einsalbung des ganzen Körpers mit Olivenöl; trocken, d. h. nicht gesalbt und unrein bedeutete den Griechen homerischer wie späterer Zeit ziemlich dasselbe<sup>8)</sup>. Das Del liebte man wohlriechend; Here's göttliches Del duftet dermaßen, daß, wie es nur berührt wird, der liebliche Geruch sich vom Olympos nach unten bis auf die Erde, nach oben bis an das Himmelsgewölbe verbreitet<sup>9)</sup>. Nachdem so die Glieder geschmeidigt sind, und der weiße Teint durch den Fettglanz noch strahlender, das blonde

<sup>1)</sup> Das glaukon ist nach Plato, Timaeus 68. e. nur durch eine Mischung von Weiß vom kyaneon (Schwarz mit bläulichem Schimmer) unterschieden, und nähert sich diesem mehr, als dem charopon (dem Lichtblau). Dem Meer eignen je nach der Tiefe alle drei Farben. Aristoteles (de generatione anim. 5) führt sogar die Färbung der Augen auf die größere oder geringere Quantität der Feuchtigkeit in denselben zurück. So erscheine das mit vieler Feuchtigkeit versehene Auge, wie das tiefe Meer schwarz, das weniger feuchte, wie das Meer bei geringerer Tiefe blau, das noch weniger feuchte, wie das ganz feuchte Meer lichtblau und wässerig.

<sup>2)</sup> Od. 11, 393. Il. 11, 663.

<sup>3)</sup> Il. 23, 627.

<sup>4)</sup> Il. 3, 376. 11, 235.

<sup>5)</sup> Od. 21, 151.

<sup>6)</sup> Il. 14, 170.

<sup>7)</sup> Sterbliche Frauen scheinen statt dessen mit einer Waschung begonnen zu haben (Od. 17, 48. 58); die Ambrosia, als göttliches Universalwundermittel hat natürlich die Eigenschaft, ohne Mühe eine Säuberung zu bewirken, die für Sterbliche, in Ermangelung von Seife und bei den Resten des Olivenöls vom vorigen Tage, keine kleine Arbeit gewesen sein muß; so liegt in der Erwähnung des göttlichen Zaubermittels gewissermaßen ein Wunsch nach Seife versteckt.

<sup>8)</sup> Od. 24, 250.

<sup>9)</sup> Das rosige Del Il. 23, 186 ist vielleicht schon wirkliches Rosenöl. Der Hauch des Gewandes wird Il. 6, 483 duftend genannt.

Haar noch goldiger geworden, geht die Göttin zur Frisur über; sie kämmt das lange Haar und flicht es vom unsterblichen Haupt herunter in schöne, glänzende, ambrosische Flechten<sup>1)</sup>. Dann hüllt sie sich in das ambrosische Gewand, den sogenannten Peplos, eine Art weiten, bis auf die Füße reichenden Hemdes mit kurzen Ärmeln, aus Leinwand oder Wolle, das entweder auf der Schulter, oder wenn es vorn mantelartig offen war, vom Halse bis zum Saume mit Spangen zugestellt wurde<sup>2)</sup>. Here's Prachtgewand ist von Athene gewebt und glatt geschoren, so wie mit vielen kunstvollen Stückerien<sup>3)</sup> (meist in der Nähe des Saums befindlich) geziert; es ist vom älteren Schnitt, wird vorn mit goldenen Spangen zusammengeheftet. Ueber Stoff<sup>4)</sup> und Farbe verlaudet an dieser Stelle nichts; anderswo aber werden purpurne Pepsen erwähnt<sup>5)</sup> und Purpur (dunkelroth, blauroth, violett) war überhaupt Lieblingsfarbe<sup>6)</sup>; als Stoff ist Wolle oder feine Leinwand anzunehmen. Dann gürtet sich Here mit einem prachtvollen, mit hundert Troddeln (gewiß wohl goldenen) versehenen Gürtel. Auf die Gürtung d. h. auf die schöne Drapirung des Gewandes ward vorzüglich Gewicht gelegt; aus der strengen und würdigen wie aus der nachlässigen Faltenlegung, welche dem Geschmacke der sie ein für alle mal fixirenden Näherin nicht überlassen wurde, zog man Schlüsse auf den Charakter der Trägerin; für besonders würdevoll galt es, wenn der vordere Theil des Gewandes unter dem Gürtel, der nicht die Taille umschloß, sondern höher saß, in die Höhe gezogen, in einem weiten Bausch herunterfiel, so daß der Gürtel theilweise bedeckt war; auf diese Weise entstanden große, würdige Falten; das Epitheton „tiefbauschig“<sup>7)</sup> geht auf eben diese Drapirung. Auch das Nachschleppen des hintern Saums des Peplos galt für würdevoll<sup>8)</sup>. Nach der Gürtung wird der Metallschmuck angelegt, der hier nur in Ohrgehängen besteht, während sonst Hals-, Arm- und Stirnbänder aus Gold oder Electrum<sup>9)</sup> erwähnt werden; auch die goldene Stephane, ein Haarband mit einer aufrechtstehenden, halbmondförmigen Metallplatte, die ein sehr gewöhnlicher Schmuckgegenstand gewesen zu sein scheint, fehlt hier<sup>10)</sup>. Die Toilette ist beendet, wie sich Here die mit drei Bommeln versehenen Ohrringe in die wohl durchstochenen Ohrläppchen gehängt hat; die Anlegung der Sohlen und des Kopftuches erfolgt nur deshalb, weil die hohe Frau ausgehn will; innerhalb des Hauses trug man beides nicht<sup>11)</sup>. Das Kopftuch, das bei Homer Jungfrauen und Frauen tragen, bedeckte den Hinterkopf und fiel bis auf die Schultern hinab; es konnte auch schleierartig vors Gesicht gezogen werden; über die Farbe verlaudet nichts, doch war sie wohl weiß; Here's Kopftuch leuchtet wie die

<sup>1)</sup> Eine ganz abweichende Haartracht wird Il. 22, 476 erwähnt, das Haarnetz, das den ganzen Schopf in sich faßte und das Herabsinken verhinderte.

<sup>2)</sup> Die Frage, ob noch ein Untergewand getragen wurde, wie Schömann, Griechische Alterthümer Bd. I, p. 77 vermuthet, oder noch ein mantelartiger Ueberwurf, wie Weiß, Kosilikunde Bd. I, p. 410 wohl nach Analogie des männlichen Chiton und Pharos, sofern der Pharos auch als weibliches Garderobestück erwähnt wird, will, ist durch homerische Zeugnisse nicht zu erledigen. Dd. 18, 292 werden 12 Spangen an einem vorn offenen Peplos erwähnt.

<sup>3)</sup> Daß lange und goldgestricke Pepsen für die schönsten galten, erhellt aus Il. 6, 294, wo Hekabe den längsten und dunkelsten Peplos, der ganz unten in der Kiste liegt, für die Athene ansucht; er leuchtet wie ein Stern. Helena's kunstvolle Stückerie in Purpur Il. 3, 126.

<sup>4)</sup> Auf Feinheit des Gewebes und Weichheit des Stoffes wird viel Gewicht gelegt; das Gewebe von Odysseus' Mantel (Dd. 19, 223) ist so fein wie die Schale der getrockneten Zwiebel und setzt als Meisterstück der Webekunst viele Frauen, die ihn sehen, in gerechtes Erstaunen. Daß der erwünschte Glanz dem Stoffe beim Weben durch Beimischung von Del gegeben wurde, scheint aus Il. 18, 596 hervorzugehn, wo von Del glänzende Leibröcke erwähnt werden.

<sup>5)</sup> Il. 24, 796.

<sup>6)</sup> Telemach und Odysseus erscheinen in Purpurgewändern Dd. 4, 115, 154; 19, 225. Helena und die Nymphen weben purpurne Gewänder Il. 3, 126; Dd. 13, 108; die Königin Arete spinnet mit einer Purpurspindel Dd. 6, 53; die phäakischen Jünglinge spielen mit einem Purpurballen Dd. 8, 373; Sessel mit Purpurdecken Il. 9, 200. Dd. 10, 352.

<sup>7)</sup> Il. 18, 122, 339; 24, 215.

<sup>8)</sup> Il. 6, 442; 22, 105.

<sup>9)</sup> Ob Bernstein oder eine Mischung aus Silber und Gold, ist ungewiß, wahrscheinlich letzteres.

<sup>10)</sup> Il. 18, 597. Dd. 8, 288.

<sup>11)</sup> Il. 3, 141.

Sonne. Die Sohlen bestanden gewöhnlich aus Leder, es wird aber auch von goldenen gesprochen<sup>1)</sup>; man verzierte sie also entweder schon mit Goldplättchen, wie in späterer Zeit vielfach geschah, oder des Hermes Sohlen sind nur aus poetischem Golde. Die bisher berührten Einzelheiten zusammengefaßt, stellt sich uns eine Schönheit im Sinne homerischer Zeit als eine hohe und würdevolle Erscheinung dar. Auf mäßig großen, durch Schuhtracht in ihrem Wuchs nicht verkümmerten Füßen, erhebt sich eine hohe Gestalt von feinem Knochenbau und vollen Formen. Das purpurne, reich mit Gold durchstichte Gewand ist in große, würdige Falten gelegt und bietet einen Reflex der edlen Form der Glieder dar, die es umhüllt, aber nicht verbirgt. Der goldverzierte Gürtel ist zum Theil vom tiefen Brustbausch des Gewandes verdeckt, goldne Spangen heften den Purpur zusammen. Silberartig glänzend<sup>2)</sup> heben sich Hals, Arme, Füße vom Purpur ab. Die zarten Wangen sind rosig überhaucht; im ununterbrochenen Bogen umrahmt das goldartig glänzende Haar die nicht hohe Stirn und fällt in langen Flechten unter dem weißen Kopftuch hervor, über Brust und Schultern herab; aus den großen, rollenden, tiefblauen Augen blüht Geist und Feuer. Die goldene Halbkrone vermehrt wie die Schleppe die Höhe und Würde der Gestalt, das Kopftuch erinnert an Zucht und Ehrbarkeit; goldne Armbänder, Ohrgehänge und Halschmuck erhöhen noch den Glanz der ganzen strahlenden Erscheinung<sup>3)</sup>.

Nur wenige Notizen über weibliche Schönheit finden sich in den Eidromanzen. Weiße des Teints, Zartheit der Glieder, namentlich der Hände, werden mehrfach hervorgehoben; der Kimena wird Haar zugeschrieben, das den Glanz des Goldes verdunkelt; es wird durch ein Band zusammengehalten und fällt lockig auf die Schultern. Etwas eingehender finden wir das Kostüm behandelt. Kimena trägt einmal ein scharlachfarbnes, mit Sammetbändern durchnesteltes und gesticktes Leibchen aus feinem Londoner Tuche, und einem weiten, langen Rock aus demselben Stoffe mit eben solcher Verzierung; ein schön durchwirkter Gürtel, Schuhe aus farbiger Seide und ein seidnes Kopftuch vollenden den Anzug (Farben werden nicht genannt); als Schmuck erwähnt der Dichter zwei silberne Spangen und eine große goldne Kette von acht Münzen nebst dem Bilde des heiligen Miquel (das wohl als Amulet diente). Von der heutzutage durchgängigen Vorliebe der Spanierinnen für dunkle, ernste Farben, findet sich keine Spur. Auf schöne Drapirung scheint etwas gegeben worden zu sein, da der Eid einmal eigenhändig Kimena's Mantel (vielleicht schon die heutige Mantilla) in Falten legt<sup>4)</sup>.

In der Edda steht die blendende Weiße der Haut als Merkmal körperlicher Schönheit obenan: Gerda's<sup>5)</sup> Arme leuchten, daß Meer und Luft von dem Scheine schimmern; Swanhilde ist heller als der lichte Tag, leuchtender als der Sonnenstrahl<sup>6)</sup>; der Urmutter des Geschlechts der Eolen<sup>7)</sup> ist die Brust und der Nacken lichter als leuchtender Schnee; Gudrun heißt die schwanenweiße<sup>8)</sup>; die „weiße Hand“

<sup>1)</sup> Od. I, 96.

<sup>2)</sup> Wir folgen noch einige den alten wie neuen Griechen gemeinsame körperliche Eigentümlichkeiten zur Ergänzung bei. Albin, Handbuch der Geographie I. p. 872 giebt als besonders charakteristisch an: breiter Interocularraum, grade, schwach adlerartige Nase mit kaum merklicher Einbiegung an der Wurzel, große und weit offene Augen, sehr gebogene Brauen, kurze Oberlippe, so daß eine anmuthige Form des kleinen Mundes entsteht, hervortretendes, gut gerundetes Kinn. — Auf das Schönheitsideal der griechischen Völkzeit, wie es uns namentlich in plastischen Bildwerken entgegentritt, einzugehen, ist hier nicht der Ort. Nur so viel, daß letzteres im Ganzen mit dem homerischen übereinstimmt, in Einzelheiten, wie in der Vorliebe für dunkles Haar, und rosigen Teint („rosenarmig“, „rosiger Leib“) abweicht.

<sup>3)</sup> „Silberfüßig“ ist bei Homer freilich ein ausschließliches Epitheton der Ibetis, vielleicht weil bei der Meerergöttin, die der Sohlen nicht bedarf, die Weiße des Fußes sichtbar ist. Bei Pindar führt auch Aphrodite dies Epitheton Pyth. 9, 9, Nonnus hat auch „silberarmig“ Dionys. 42, 418. Rufinus (V. 60) nennt eine Schöne so, und sagt (V. 94) von einer andern; daß sie die Knöchel der Ibetis, also sehr weiße, besitze.

<sup>4)</sup> Der Eid, übersetzt von Duttenhofer p. 20, 175, 206, 49. 20. 178.

<sup>5)</sup> Skirnissör 6. Sie ist eine Göttin, und der Schein vielleicht symbolisch zu fassen.

<sup>6)</sup> Sigurdarkwida II, 53. Gudrunarkwöt 15.

<sup>7)</sup> Rigsmal 25.

<sup>8)</sup> Atlatwida 39.

ist fast ständig; der Armmutter der Knechte, die möglichst häßlich erscheinen soll, werden sonnenverbrannte Arme zugeschrieben<sup>1)</sup>. Auch das Haar leuchtet<sup>2)</sup>; die „haarschöne Göttin“ Sif, Thór's Gemahlin, die Getreidegöttin, hat, wie die griechische Demeter, blondes oder goldnes Haar, weshalb auch Gold durch Sif's Haar umschrieben wird; die Augenbrauen glänzen<sup>3)</sup>. Nur einmal wird dagegen die schlankte Taille gelobt<sup>4)</sup>; über Einzelheiten, die man häßlich fand, giebt uns die Beschreibung des mythischen Elternpaars der Knechte Aufschluß<sup>5)</sup>: watschelnder Gang, eine eingedrückte Nase charakterisiren neben den schon erwähnten braunen Armen die Frau, schwarze, rauhe Haut, durch Knorpelgeschwulst knotige Gelenke, dicke Finger, fragenhaftes Antlitz, ein krummer Rücken, hervorstehende Hacken den Mann. Wir dürfen also folgern, daß Schönheit nicht nur durch Reinheit des Teints und blonde Haarfarbe, sondern auch durch Weichheit der Haut, feinen Knochenbau, mäßige Fülle, graden Wuchs und edle Gesichtszüge bedingt erschien. An den Augen wird nicht die Farbe oder der Glanz, sondern die Schärfe des Blicks gepriesen; scharfe Augen verrathen edle Art; der junge, eben geborne Edeling<sup>6)</sup> hat Augen, als lauerten Schlangen in ihnen; Sigurds Augen sind so scharf, daß niemand ihren Blick aushält; erst als der Held eingeschlafen, wagt Guttorm den Mord<sup>7)</sup>; wie die leuchtend schöne Swanhilde die Augen aufschlägt, scheuen die Rosse zurück, die sie zertreten sollen, bis ihr Haupt verhüllt wird<sup>8)</sup>. Für's Kostüm sind wir auf die Beschreibung der mehrfach erwähnten mythischen Armmutter der Edlen und auf einige gelegentliche Notizen, wie die Epitheta „ringbereift“, „spangengeschmückt“, „weißgeschleiert“ und die Worte der Brynhild: „Ich gebe Feder ein goldrothes Halsband, Schleif und Schleier und lichtiges Gewand“<sup>9)</sup>, angewiesen. Hiernach bestand die Frauentracht der altnordischen Germanen aus einem langen Rock und einem Mantel<sup>10)</sup>. Der mit langen oder Halbärmeln versehene Rock wurde gegürtet, der ärmellose Mantel durch eine goldne Spange zusammengehalten. Als besonders gesuchte Stoffe dürfen wir Zeuge von leuchtenden Farben (einmal wird blau als Kleidfarbe genannt<sup>11)</sup>) aus Wolle oder Ziegenhaar annehmen, vielleicht auch Seide, da seidene Windeln erwähnt werden<sup>12)</sup>. Von der Pelzverbrämung, die bei der altdeutschen Tracht eine große Rolle spielt, findet sich in der Edda keine Spur. Ein goldnes, mit einem Edelstein geziertes Stirnband hält das Haar zusammen, dessen goldne Fülle in Locken unter dem Schleier hervor frei über die Schultern fließt. Der Schmuck besteht vornehmlich in einem Brustgeschmeide, das zugleich spangenartig das Gewand zusammenhält, einem goldnen Halsband und Armringen. Am Goldgürtel hängen Schlüssel, die Stellung des germanischen Weibes als waltende Hausfrau schön bezeichnend; selbst die Göttinnen führen dies Symbol der Wirthschaftlichkeit; von Thór heißt es, als er anstatt der begehrten Frejja als Braut zum Riesen Thrym geschickt wird, der seinen Hammer gestohlen hat:

Das bräutliche Linnen legten dem Thór sie an,  
Dazu den schönen, schimmernden Halschmuck.  
Auch ließ er erklingen Gellir der Schlüssel,  
Und weiblich Gewand umwallte sein Knie;  
Es blinkte die Brust ihm von blinkenden Steinen,  
Und hoch umhüllte der Schleier sein Haupt<sup>13)</sup>.

1) Rigsmal 10.

2) Gudhrunarhvöst 16.

3) Völundarkv. 38.

4) Rigsmal 36.

5) Rigsmal 10.

6) Rigsmal 25.

7) Sigurdarkvida III, 21, 25.

8) Völsung. Sag. Cap. 25.

9) Sigurdarkv. III, 47.

10) Rigsmal 25. Weinhold, Die deutschen Frauen im Mittelalter p. 414.

11) Rigsmal 25.

12) Der gewöhnliche Stoff des Kleides war Leinwand. — Seidene Windeln Rigsmal 31.

13) Dieser Brautschleier ist von dem gewöhnlichen Schleier der Frauen zu unterscheiden; er verhüllt den ganzen Kopf und überragt ihn turbanartig.

In noch höherem Maße als in der Edda wird im deutschen Volksepos, wie in der deutschen mittelalterlichen Dichtung überhaupt, die blendende Weiße der Hautfarbe, das leuchtende Roth der Wange gepriesen: weiße Hände winken den scheidenden Helden Abschied; weißer als Schnee scheinen Gudruns minnigliche Glieder<sup>1)</sup>; wetteifernd strahlen der Jungfrauen lichte Farbe und ihr Gewand<sup>2)</sup>; rosenrothen Schein giebt Kriemhilds minnigliche Farbe, trägt den Glanz noch vor dem rothen Golde<sup>3)</sup>, Kummer und Roth bleicht die Wange, Freude und gut Gemach färbt bald sie wieder rosenroth<sup>4)</sup>; bei freudiger, wie zorniger Erregung entzündet sich des Antlitzes Farbe; so erblüht Kriemhilds lichte Farbe, als sie Kunde erhält von Siegfrieds Heldenthum im Sachsenkriege; Siegfried wird vor Freude roth bei Gunthers Einladung, Brunhild vor Zorn, als sie beleidigt wird<sup>5)</sup>. In etwas überschwänglicher, phantastischer Weise ergehen sich die höfischen Epiker in der Schilderung strahlender Schönheit: Wolfram's Condwiramurs<sup>6)</sup> blüht wie die junge Rose, die im Morgenthau, weiß und roth, aus der Knospe hervorglänzt; Orgeluse<sup>7)</sup> ist von so leuchtender Schöne, daß bei ihr, auch ohne Kerzen, nimmer Nacht wäre; der Jungfrau endlich, die den Gral trägt, Antlitz leuchtet, daß man glaubt, es werde tagen; weniger überschwänglich, aber ergreifender ist die Scene, wie Parzival an die Farbe der verlassenen Geliebten erinnert und von unnenbarer Sehnsucht nach ihr ergriffen wird, als drei Blutstropfen von einer wilden Gans, die ein Falke im Fluge getroffen, in den Schnee fallen, und das Blut den Schnee röthet, der Schnee das Blut mit Weiße mischt. — Der Augenfarbe wird ebensowenig wie in der Edda gedacht; überall aber wird Glanz und Klarheit der Augen hervorgehoben: der Kummer trübt sie; von Weinen werden lichte Augen roth; die spielenden (lebhaft sich bewegenden) Augen gleichen denen des Falken, sind fallklar<sup>8)</sup>. Unter den Haarfarben steht die nationale hochblonde, goldige obenan; die Vorliebe ergiebt sich aus Gudruns gelben Zöpfen, aus Nibel. Str. 54<sup>9)</sup>, wo vier und fünfzig Maide gelblich unter lichten Worten gehend, erwähnt werden; Hugdietrich kann sich wohl als Jungfrau verkleiden, denn sein Antlitz ist rosenfarb, gelbe Locken schwingen sich ihm über die Hüfte<sup>10)</sup>; Dietleib endlich hängen magliche Haare über die Schwertfessel, er kann sich mit seinen goldfarbenen Haaren decken, wie der Falke mit den Flügeln<sup>11)</sup>. Ueber Wuchs und Größe verlautet nichts, doch dürfen wir vermuthen, daß der Frauen Gestalt den hochgewachsenen Helden von breiter Brust und schmaler Taille entsprechend gewünscht wurde<sup>12)</sup>.

<sup>1)</sup> Gudr. Str. 1286.

<sup>2)</sup> Nibel. 536.

<sup>3)</sup> Nibel. 743.

<sup>4)</sup> Gudr. 1046.

<sup>5)</sup> Ulland, Schriften zur Dichtung und Sage Bd. III., p. 403 ff., wo auch das über die rothe und weiße Rose, als Bilder des glücklich und des unglücklich liebenden Mädchens, Bemerkte zu vergleichen ist.

<sup>6)</sup> Parzival 5581.

<sup>7)</sup> Parzival 19071.

<sup>8)</sup> Morolf I., 2165. Türkl. Wb. 1396.

<sup>9)</sup> Gudr. 961. Beide Stellen rühren freilich von einem Nachdichter her, doch wird auch dieser dem verbreiteten Geschmack in diesem Punkte gehuldigt haben.

<sup>10)</sup> Wolsf. 30a, 4. 31b, 2.

<sup>11)</sup> Dietl. 3256—81.

<sup>12)</sup> Nibel. 1672. — Wir ergänzen das Bild einer deutschen Schönheit des Mittelalters durch einige Notizen aus höfischen Dichtern, deren Geschmack im Ganzen mit dem der Volksdichter übereingestimmt zu haben scheint. Von der Taille einer Schönen sagt Wolfram, Parz. 410, 2: ich sah nie eine Ameise, die besseren Gelenkes war; das Haar oft goldfarbig, z. B. Wigal. 868, doch auch braun Parz. 151, 22; (fuchsrothes Haar galt für das Zeichen eines schlechten Charakters (Benede-Müller; sub. voc. röt), wie schon nach der Edda, Hamdism. 13); der Mund glühend, als könne Feuer daraus hervorspringen Parz. 257, 20; nicht zu dünne Lippen Parz. 63, 16; Wangen: Lilien und Rosen Walthar 28, 7; der Blick sonnig Tituel 112, 4; die Brauen glatt und schmal Wigal. 875, wie ein Pinselstrich Fragm. 31b.; Zähne weiß, gleichmäßig, klein, aus lauterm Elfenbein Wigal. 917; Nase lang, grade, weder zu stumpf noch zu spitz Engelsh. 2976. Weinhold, d. deutschen Frauen im M. p. 143; das Kinn gerundet mit einem Grübchen Konrad, trojan. Krieg 19866. Fragm. 43c; die Hand wohlgenährt und weich MS. 2. 166; die Beine grade und rund wie eine Kerze Engelsh. 3003; die Füße schmal, klein und gewölbt, daß sich ein Böglein darunter verbergen könnte Konrad, trojan. Krieg 19894. Grimm, Rechtsalterthümer p. 83.

Der reichen Pracht des Kostüms, die für das deutsche Mittelalter charakteristisch ist, gedenkt schon Sidonius Apollinaris (gest. 482), als er den hochzeitlichen Aufzug des königlichen Frankenjünglings Sigimer beschreibt: leuchtend von Golde, flammend von Scharlach, milchweiß von Seide, schreiet er daher; Haar, Wangenröthe, Hautfarbe solchem Schmucke gleichfarbig<sup>1)</sup>. Fügen wir noch die bligenden Edelsteine und die Verbrämung der Gewandstücke mit edlem Pelzwerk hinzu, so ist die Tracht des deutschen Mittelalters im Allgemeinen charakterisirt. Frauen- wie Männerkleider mußten, wenn man sie bewundern sollte, aus morgenländischen Sammet- oder Seidenstoffen von den leuchtendsten Farben gefertigt, mit Zobel oder Hermelin verbrämt, mit Edelsteinen übersät sein. Namentlich wird der Pfelle, eine Art Goldbrocat, ein Seidenstoff mit eingewirktem oder aufgestetem Golde, hervorgehoben. Weißer Pfelle galt für den kostbarsten Stoff; er wurde, so ging die Sage, nicht von Menschenhänden, sondern in muredanischen Ländern von Salamandern im Feuer gewebt. Brunhild steht am Fenster ihrer Burg in schneeweißem Gewande; König Gunther, der sie als Braut heimzuführen gedenkt, naht ihr ganz in Weiß gekleidet, auf einem Rosse von gleicher Farbe; der schönen Hilde geben zwanzig Maide, alle in weißer Seide, unter lichten Worten, das Ehrengelie<sup>2)</sup>. Die weiße Farbe war demnach sehr beliebt, wenn nicht die beliebteste.

Die wenigen Notizen, die das ächte Volksepos über die Tracht bietet, finden ihre Ergänzung in den oft widerlich breiten Kleiderschilderungen der höfischen Epiker; denn der Volksdichter denkt sich seine Helden ebenfalls in der höfischen Tracht seiner Zeit. Die wesentlichsten Gewandstücke sind Kleid und Mantel. Ueber einem weißseidenen Hemde, dessen Krause am Halse etwas sichtbar bleibt, liegt der Rock, aus Pfelle oder Seide, der bis auf den Boden reicht. Hemde und Rock sind mit Schnürung an den Seiten versehen, so daß der Gürtel über den Hüften nur zum Schmucke dient. Ueber dem Kleide hängt der ebenfalls bis auf den Boden reichende Mantel, aus denselben Stoffen wie der Rock und mit Hermelin oder Zobel gefüttert<sup>3)</sup>. Die Arme sind bedeckt; ein engerer, am Hemde befestigter Ärmel reicht bis ans Handgelenk; der dem Rocke angeheftete bedeckt nur den Oberarm und fällt weit und lang am Kleide hinunter, oft sogar bis zum Knie; diese langen Ärmel wickelt sich Brunhild, als sie den Stein werfen will, um die Arme. Auch der Mantel ist mit Ärmeln versehen, die aber meist nicht benutzt werden, Pelz verbrämt den Rock am Halse, die herabhängenden Ärmel und den Saum, verdeckt auch wohl die Nähte. Die Füße sind von rothen oder grünen Strümpfen aus Sammet oder Seide und Schnabelschuhen aus weißem oder rothem Corduan bedeckt. Das Haar fällt in natürlichen, häufig auch gebrannten Locken über die Schultern oder es ist in zwei frei hängende Zöpfe geflochten; (Verheirathete banden ihr Haar auf); den Scheitel in der Mitte schützt ein Stirnband; Stulpenhandschuhe aus weißem Leder oder buntgestickter Seide, schon im achten und neunten Jahrhundert ein Bestandtheil der höfischen Gala, bedecken, außer dem Hause, die Hände. Gegen die Sonnenstrahlen schützen der seidene Schleier, Wangen- und Kinnbinden und auch wohl ein Fächer aus Pfauenfedern; bei Reisen tritt ein Hut und ein kapuzenartiger Ueberwurf hinzu. Der Schmuck besteht aus Gold und Edelsteinen; Perlen werden im Volksepos gar nicht, bei höfischen Dichtern selten erwähnt. Das Stirnband ist meist ein Goldreif; Ringe aus demselben edlen Metall zieren Ober- und Unterarm, selten die Finger (in diesem Falle über dem Handschuh), den Hals eine Kette (von Ohrgewängen ist wenig die Rede); Edelsteine bedecken namentlich die Nähte und den Saum der Gewänder; von dem Stirnbande, von der Brosche des Kleides, vom goldgestickten Gürtel, dessen Enden lang herabfallen, vom Gürteltäschchen, das Almosenbörse und Riechfläschchen birgt, von den Handschuhen, von den Schuhen leuchten und funkeln die edlen Sapphire, Rubinen, Karfunkel und sardischen Steine, wetteifernd mit der strahlenden Seide, dem rothen Golde, daß so geschmückt, selbst eine Mohrin, so schwarz sie ist, licht erscheint<sup>4)</sup>.

<sup>1)</sup> Uhlend, Schriften zur Dicht. u. S. Bd. I., p. 239.

<sup>2)</sup> Nibel. 380. 384. Gutr. 482.

<sup>3)</sup> Sammet wird in den Volksepen nur selten erwähnt.

<sup>4)</sup> Wolfr. Willehalm 34, 30 manec swarzer Mör, doch licht gevar. Die Nachweise des Obigen bei Weinholt, a. a. D. p. 400 ff.

Wir schließen unsere Uebersicht mit dem finnischen Epos, das insofern eine Sonderstellung einnimmt, als es das Product eines Volkes von ursprünglich mongolischer Race ist, das allerdings durch seine fortwährende Verührung mit Völkern indo-germanischer Race zum guten Theil seinen ursprünglichen Typus sowohl in körperlicher, wie in geistiger Beziehung verloren hat, wie sich unter anderm auch aus dem Schönheitsideal desselben ergeben wird. Die übrigen Völker, deren Epen in Betracht gezogen wurden, gehörten alle der indo-germanischen Race an; rein aus sich heraus freilich, ohne durch andere Völker erheblich beeinflusst zu sein, haben nur die Inder, Griechen und Scandinavier ihre Epen geschaffen; auf den Geist des persischen Epos kann die enge Verührung mit der semitischen Race nicht ohne Einfluß geblieben sein; die deutsche Eigenart ist durch christliche Ideen und Anschauungen (also wiederum durch den Geist der semitischen Race) modificirt worden, während der ursprünglich slavische Stamm der Serben zur Zeit der Blüthe der Epik nicht nur schon christlich war, sondern in engstem Contact mit der finnisch-mongolischen Race der Türken stand, die Spanier aber, als romanisirte Germanen, unter ursprünglich celtischer Bevölkerung und bei langdauernder Verührung mit den Arabern, deutsche, römische, celtische und semitische Elemente in sich vereinigen.

Von großer Naivität, wenn auch unserm Geschmack oft gradezu widersprechend, sind in der Kalewala die Kosewörter, mit denen Eltern, Brüder und Bräutigam die Schönen überhäufen, die aber auch zum Theil vom Dichter als Umschreibungen des Namens der Betreffenden in der Erzählung überall angewendet werden. Von den Vergleichen aus dem Pflanzenreich erklären wir uns mit: „zartes Blümchen“, „Blumenkrone“, „zartes Laub des jungen Schößlings“, „frischer Zweig vom Eisbeerbaume“ gewiß wohl einverstanden, während „reife Preiselbeere“ (Erdbeere, Himbeere), „goldner Apfel“ uns etwas profaisch erscheinen würde; „silberreiches Täubchen“ würde man sich gefallen lassen, „muntrer Schmetterling“ wohl kaum; „Weise“, „Ammer“, „Finke“ würden etwas nichtsagend erscheinen, vielleicht aber noch durchgehn; gegen „goldner Kuckuck“, „geliebtes Hühnchen“, „blaue Ente“, oder gar „holdes Gänschen“ würde entschiedene Verwahrung eingelegt; „liebes Marderchen“, „blaues Tuch“, „zartes Sammetläppchen“ aber mit Entrüstung zurückgewiesen werden. Diese Vergleiche geben uns, so interessant sie auch als Beiträge zur Erkenntniß des Charakters des Volks sind, keine Vorstellung von den Reizen einer finnischen Schönheit; aber auch über diese steht uns eine Fülle von Andeutungen zu Gebote. Dem Finnen wie dem Griechen ist Größe ein Axiom für weibliche Schönheit; ebensowenig scheint ihm Schönheit ohne schlanken Wuchs denkbar; so hält eine Mutter es z. B. für ihre Pflicht, der heirathsfähigen Tochter den gutgemeinten aber etwas problematischen Rath zu ertheilen, ein Jahr lang schöne Butter zu essen, dann würde sie bedeutend schlanker werden. Auf schöngewölbtem Nacken muß anmuthig und frei emporgetragen, das Köpfchen schweben. Aber auch Körperkraft darf nicht fehlen; „das geliebte Hühnchen“ muß im Stande sein mit dem Gatten zu dreschen, ihm zur Seite Gras zu mähen; „die liebe Preiselbeere“ muß den Weberkamm so kräftig handhaben, daß er tönt, wie der Kuckuck auf dem Berge, das Weberschiff so behende werfen, wie das Hermelin durchs Holz gleitet, die Spule so rasch drehen, wie das Eichhornmaul die Eichel, und noch dazu so dauerhaft in der Arbeit sein, daß vor dem Klappern ihres Weberkamms, dem Schnurren ihres Weberschiffchens das Dorf gar nicht zum Schlaf kommt. Außerdem erwartet man, daß sie flink auf den Füßen sei und alles ihr rasch von der Hand gehe; emsig mit des Entleins Tritten muß sie in Haus und Hof bald hier, bald dort sein und überall selbst Hand anlegen; dann knarren aber auch in Anerkennung solcher Tüchtigkeit die Balken, die Thürschwelle verneigt sich vor der „Zarten“, die Sparren krümmen sich vor Vergnügen, wenn „die holde Ente“ ihre Gewänder aufhängt. Den Teint wünscht der Finne weiß wie Eier oder Flachs, zugleich aber strahlend wie Silber; ja es heißt von einem schönen Mädchen sogar:

Von den Schläfen strahlet Mondlicht,  
 Von den Brüsten Licht der Sonne,  
 Von den Schultern Licht des Bären,  
 Von dem Rücken sieben Sterne.

Goldblondes, lockiges Haar findet die höchste Bewunderung; (der Wunderschmied Smarinen giebt sich, als seine Frau ihm gestorben ist, als einstweiligen Ersatz ein Liebchen aus Metall, den Körper aus Silber, die Haare aus Gold). Die blauen Augen müssen freundlich schimmern wie die Sterne am Himmel; der niedliche Mund wird dem Weberschiffchen verglichen; leuchtendes Roth darf den Wangen nicht fehlen: eine Mutter, bei der sich ein Freier um die Tochter beworben, giebt dieser den gemessenen Befehl für Schönheit, namentlich für rothe Wangen und den Glanz des Angesichtes zu sorgen, ehe sie sich dem Freier vorstelle, (entweder ist an Schminke zu denken, oder an Waschen und eisriges Reiben). Die Tochter tritt bald darauf auch wirklich mit strahlendem Gesichte und schöngerötheten Wangen in ihrem besten Putz in die Stube; sie hat die allerreinsten Gewänder angelegt, und zwar fünf übereinander geschichtet. Die beliebteste Kleidfarbe ist die blaue: ein Gott geht im blauen Rocke; blaue Kleider spinnt die Tochter der Sonne; „blaues Tuch“ ist ein Rosewort, mit dem ein Bruder die geliebte Schwester beglückt; blaue Bänder über den Augen bilden einen wesentlichen Theil des Kopspuzes. Der Anzug besteht in einem Kleide, mit kurzem, nicht weit über das Knie reichendem Rock aus blauem Tuch; Schnürung fehlt nicht. Das schon erwähnte Uebereinanderschichten mehrerer Gewänder scheint sich aus dem Wunsche, durch Reichthum zu imponiren, zu erklären. Ein seidner, mit goldnen und silbernen Kettchen verzierter Gürtel umschlingt die Taille; seiden sind auch die rothgestreiften, goldkantigen Strümpfe, die rothen Haarschnüre, die blauen Binden über den Augen; das Brustlag aus dem allerfeinsten Flachß strahlt wie die Sonne, hübsche Krausen schmücken die Aermel an den Handgelenken; zierliche Schuhe aus rothem Leder bekleiden die Füße. Der Metallschmuck besteht in goldnen Finger-, Arm- und Ohrringen, Goldschlingen an den Schläfen, einem Halsband aus bläulichweißen Perlen, Perlen Schnüren im Haar, das in einen Zopf geflochten ist, und einem silbernen Kreuzchen auf dem Brustlag. Ein Kopfstuch scheinen nur die verheiratheten Frauen zu tragen. So weit das Ideal; in Wirklichkeit vertritt Zinn das gewünschte Silber, Kupfer das Gold, Metalle, die dem genügsamen finnischen Geschmack übrigens durchaus nicht verächtlich vorkommen, wie aus dem ständigen Epitheton „zinngeschmückt“ und dem oft erwähnten „kupferreichen Gürtel“ hervorgeht; der finnische Dichter ist ebenso freigiebig mit poetischem Gold und Silber, wie die Poeten überhaupt.

In manchen wesentlichen Punkten stimmt hiernach der Geschmack der betreffenden Völker überein; blendende Weiße der Haut wird einstimmig als ein Haupterforderniß weiblicher Schönheit hingestellt; Schlantheit des Wuchses findet sich nur im deutschen und spanischen Epos nicht ausdrücklich hervorgehoben; die Vorliebe für die blonde Haarfarbe, die sich wohl gradezu aus der Aehnlichkeit mit dem Golde erklärt, das die Farbe der lebenspendenden Sonne wie der machtvollen Flamme trägt<sup>1)</sup>, theilen nur die Inder und Perser nicht, was bei ersteren um so mehr auffällt, als die edle weiße Hindurace blond ist. In Betreff der Augen ist der Mehrzahl der strahlende Glanz derselben wesentlicher als die Farbe; die schwarze sagt indischem, persischem und serbischem Geschmack am meisten zu, für die blaue erklärt sich nur der Finne bestimmt; eine Vorliebe für eben diese Farbe auch bei den Griechen, Scandinaviern und Deutschen<sup>2)</sup> anzunehmen, ist indeß nicht unstatthaft; der spanische Geschmack in diesem Punkte bleibt zweifelhaft. Das Gefallen an sanfter Wangen- und lebhafter Lippenröthe ist für alle vorauszusetzen, wengleich das griechische, nordische und spanische Epos sich nicht deutlich hierüber ausspricht.

<sup>1)</sup> Kalewala, übersezt von Anton Schiefner. Helsingfors 1852. S. 19; 144; 23; 201; 290; 49; 99; 109; 110; 146; 158.

<sup>2)</sup> Einen Beleg für die Vorliebe jugendlicher Völker, denen Silber zu matt erschien, für den intensiveren Glanz des Goldes bietet z. B. das Eddalied Gudhrunarkv. (II. 2): So glänzte Sigurd vor den andern Helden, wie glutrothes Gold über graues Silber.

<sup>3)</sup> Siehe „Des Anabens Wunderhorn“ Bd. III, p. 71:

Diese mit den blauen Augen,  
Diese liebt' ich gar zu gern;  
Sie nur mag zur Liebe taugen,  
Diese gleicht dem Morgenstern.

Die mit grauen und braunen Augen taugen nach des Dichters Ansicht nicht zur Liebe. Bd. IV., p. 138 „Lob der blauen Augen“.

Gemeinsam ist ferner die Vorliebe für leuchtende Farben der Gewänder (namentlich Roth; nur der Finne zieht Blau entschieden vor); als vorzüglichstes Material derselben gilt Seide, wo diese bekannt ist; doch sind auch feine Wollen- und Sammetstoffe geschätzt. Gold spielt überall als Metallschmuck die erste Rolle; Arm- und Halsbänder aus diesem Material fehlen nirgend. In Betreff der Tracht ist der Gürtel, das Stirnband und das Kopfstück gemeinsam. Fassen wir die Punkte, die für die specielle Auffassung eines jeden der betreffenden Völker von Bedeutung sind, kurz zusammen, so ergibt sich, daß der Inder das hauptsächlichste Gewicht auf die schönen Körperformen legt und in stets sich wiederholender, gehäufte Aufzählung der einzelnen Reize schwelgt<sup>1)</sup>; das Kostüm, das allerdings auf ein Minimum reducirt ist, erscheint ihm mehr nebensächlich. Eigenthümlich ist ihm die Vergleichung des Wuchses und der Augen mit der Lotusblume; das wesentlichste Merkmal der Tracht ist der völlig nackte Oberkörper, des Schmucks ein sehr großes Ohrgehänge und Knöchelringe; als Material des letzteren sind Elfenbein und Perlen charakteristisch. Der Grieche hebt einerseits die Körperform, andererseits die Drapirung des Gewandes besonders hervor, gewiß wohl in Folge des plastischen Sinnes, der dem griechischen Volke vor allen andern eignet. Die Tracht, der ärmellose Peplos ohne Obergewand, zeichnet sich durch Einfachheit und Würde aus; zu bemerken ist, daß weder Edelsteine noch Perlen zum Schmuck verwandt werden. Die deutsche Auffassung dagegen zeugt von dem materiellen Sinn, den man dem Mittelalter im Gegensatz zur Antike hat zusprechen müssen; fast ausschließlich wird die Farbe betont, sowohl die der Haut, wie der Gewänder, des Goldes, der Edelsteine. Für die deutsche wie die nordische Tracht ist der lange, pelzgefütterte Mantel charakteristisch; Vorliebe für massenhafte Verwendung von Edelsteinen, sowie für Pelzverbrämung ist dem deutschen Mittelalter eigenthümlich. Das Wesentlichste der finnischen Tracht bildet der einfache, kurze Rock mit langen Ärmeln; die Phantasie des Finnen ist mehr mit dem überaus reichlichen und mannigfaltigen Schmuck als mit der Körperform beschäftigt, im scharfen Gegensatz zu der des Inders, während die serbische Auffassung der griechischen sich nähert, die persische der indischen verwandt ist. Von den Türken scheint die Hofentracht der serbischen Frau adoptirt zu sein; tiefe Verschleierung charakterisirt die persische Tracht, die sonst wohl mit der arabischen, die aus mehreren übereinander gelegten, weiten Gewandhüllen besteht, zu identificiren ist<sup>2)</sup>.

Um ein Bild vom sittlichen Ideal der betreffenden Völker zu gewinnen, stellen wir zunächst das Ideal des Persers, in welchem die eigentlich orientalische Anschauungsweise ihren schärfsten Ausdruck gefunden hat, mit dem griechischen, das eine Mittelstellung einnimmt und dem deutschen zusammen, das sich von dem ersteren am weitesten entfernt, um dann kürzer die Ideale der übrigen Völker zu behandeln, je nachdem sie sich einem dieser drei charakteristischen Typen nähern. I. Rudabe, die Tochter des Königs Mihrab, hört von den Heldenthaten des Jünglings Sal; sie wünscht lebhaft ihn zu sehen; dieser lange nicht befriedigte Wunsch geht in heftige Leidenschaft über. „Wißt“, spricht sie zu ihren Dienerinnen, „daß ich toll vor Liebe bin, wie das wüthende Meer, das seine Wogen zum Himmel emporschleudert“. Um-

<sup>1)</sup> Folgende Häufung von Epithetis findet sich einmal bei einer indischen Schönheit: „die mit lotusgleichen Augen begabte, mit schönen Brauen, schönem Haar, schönen Schenkeln, schöner Haut, schönen Zähnen, schönen, schwarzen, länglichen Augen versehene, die Perle der Frauen, die liebende Damajanti“.

<sup>2)</sup> Das Schwärzen der Augenbrauen mit Speißglanz, dessen schon das Namajana gedenkt, ist jetzt über den ganzen Orient verbreitet; außerdem werden dort jetzt die Wimpern und der untere Theil der Lider schwarz gebeizt. Die Inder waren schon im hohen Alterthum stark in Schminkmitteln. Strabo (XV. 1) erzählt, daß die Männer den Bart in den lebhaftesten Tönen zu färben liebten (weiß, grün, dunkelblau und purpurroth). Die Röthung mit dem Saft des rothen Sandelholzes beschränkte sich häufig nicht auf die Nägel, sondern erstreckte sich sogar auf die Hände und Füße. Auch die Griechen bedienten sich in späterer Zeit, als das Geträumwesen ankam, der mannigfachen kosmetischen Kunstmittel. Athen. XIII. 23:

„Hat die eine feuerrothe Brauen, malt sie Kienruß schwarz,

Eine andere ist schwarz von Farbe, Bleiweiß streicht man dieser auf.

Uebermäßig blaß ist jene; ihr reibt man Zinnober ein.

Auch dem deutschen Mittelalter war Schminke nicht fremd. Nibel. 1594 wird lobend hervorgehoben, daß die Jungfrauen keine gefälschte Farbe getragen haben; im *Bridank*. 125, 15 heißt es: wo eine Frau mit Farbe überzogen ist, da wird man leicht betrogen.

sonst sind alle Gegenvorstellungen. Einst trifft Sal, der auch von den Reizen der schönen Königstochter gehört hat und in heimlicher Liebe für sie glüht, die Sclavinnen der Kudabe und erlangt durch deren Vermittlung eine Zusammenkunft mit dem Gegenstande seiner Sehnsucht. Kudabe besteigt das Dach ihres Palastes und ergreift die Initiative. Der Jüngling erwidert: „O Mondwangige, mein Segen und des Himmels ruhe auf dir! Wie oft habe ich in der Nacht, die Augen auf den Nordstern richtend, den Herrn der Welt angefleht, daß er mir vergönne, dein Antlitz zu schauen? Jetzt laß uns auf ein Mittel denken, um zu dir hinaufzugelangen!“ Da bindet sie ihre schwarzen, von Moschus duftenden Haarflechten los, welche in Locken bis zu dem Fuß des Palastes hinabreichen und Sal in den Stand setzen, zu ihr emporzusteigen<sup>\*)</sup>. Die ganze Nacht bleiben die Liebenden vereinigt, bis sie den Schall der Trommel aus dem Lager des Königs, das Zeichen des anbrechenden Tages, vernehmen; da trennen sich die Liebenden. Ihr Sohn ist Rustem, der größte Held der Schahname. II. Dieser vermählt sich mit Tehmine, der Tochter des Schahs von Semengan. Sie hat dem jungen Helden, ebenfalls ohne ihn gesehn zu haben, ihr Herz geschenkt. Als Rustem einst bei ihrem Vater zu Besuch ist, kommt sie in der Nacht, gegen Morgen, von einer Dienerin mit einer Ambrafackel begleitet, verschleiert an das Bett des Jünglings und bietet ihm Herz und Hand an. Sie stellt sich vor, behauptet mit nicht geringem Selbstgefühl, kein Fürst verdiene ihre Hand, kein Weib könne sich mit ihr vergleichen. Entschleiert habe sie noch kein Mann gesehnt, keiner ihre Stimme gehört; aber er, von dessen Heldenthaten die Welt voll sei, habe ihr Herz gewonnen; oft habe sie, solche Kunde hörend, nach seinen Armen, seiner Brust begehrt; wenn er nicht wolle, daß sie trostlos ihr Leben verweine, so möge er sie sein nennen. Auch möge er bedenken, fügt sie noch hinzu, daß ihr mit Gottes Hülfe vielleicht von ihm ein Sohn werde, herrlich wie er selbst. Dieser kurzen und sinnreichen Rede, sowie der perigleichen Schönheit des „holden Mondgesichts“ kann der Held natürlich nicht widerstehn; er läßt den König um ihre Hand bitten, der hocheifrent einwilligt; Tags darauf wird die Hochzeit gefeiert. Tehmine ist zu traurigem Geschick bestimmt; ihr Sohn Sohrab, der den langabwesenden Vater auffuchen will, wird von diesem im Zweikampf erschlagen. Wie die Mutter den Tod des einzigen Kindes vernimmt, zerreißt sie ihr Gewand, ringt die Hände, schluchzt vor Qual, rollt die Locken um die Finger und reißt sie aus; dann weint sie Ströme Blutes, zerfleischt sich die Glieder und wirft Feuer auf ihr Haupt, um ihre schwarzen Locken zu verbrennen. Endlich mäßigt sich ihre Erregung; sie findet die Sprache wieder und ergießt ihren Schmerz in die rührendsten Klagen. „Meines Lebens Stern erlischt. Mit beiden Augen spähte ich und hoffte Gatten und Sohn Hand in Hand heimkehren zu sehn; jetzt kehrt mein Sohrab zurück, von des Vaters Dolch durchbohrt. Erbarmungslos zerspaltete er dir die Brust. Wen press' ich nun statt deiner an das Herz! Mit wem plaudere ich in meiner Kammer!“ Dann folgen Vorwürfe; er hätte ihre Warnungen beachten, seinen Namen nicht verschweigen sollen. Schließlich schiebt sie mit der Sophistik des Schmerzes sich allein alle Schuld zu; sie habe ihn nicht ziehen lassen, oder ihn begleiten müssen; Rustem würde sie erkannt haben, und alles wäre ungeschehn geblieben. Es folgt ein neuer Anfall verzweifelter Schmerzes; sie neht des Sohnes Diadem und Thron mit Thränengüssen, drückt den Kopf seines Leibrosses an ihren Busen, feuchtet die Mähnen mit heißen Zähren, küßt die Stirn und drückt ihr Gesicht auf seinen Huf. Das Gewand Sohrabs streichelt sie, als wärs der Sohn selbst; den Waffen liebkost sie, als sie sich aber erinnert, daß das Waffenhandwerk ihm so verhängnißvoll geworden, zerschlägt sie sich die Stirn mit dem Schilde, wirft den hundert Ellen langen Fingerring weit hinweg; dann küßt sie wieder den Harnisch, der seinen Leib umhüllte. Endlich versinkt sie in stumme Resignation; ihr Gold und ihre Kasse schenkt sie den Armen, behängt mit schwarzem Tuche die Thore ihres Palastes und läßt die reichgeschmückten Hallen verfallen. Nach Jahresfrist stirbt sie an gebrochenem Herzen.

III. Der junge Held Bischen wird zu dem gefährlichen Abenteuer verleitet: die schönen Dienerinnen

<sup>\*)</sup> Derselbe unmögliche und doch poetisch wirksame Vorgang findet sich im deutschen Märchen „Rapunzelchen“. S. Grimms Hausmärchen.

der Menische, der Tochter des Königs Afrasiab in Turan, zu rauben. In Turan ist ein Lustrevier, wo alles grünt und blüht, wo Rosenwasser in den Bächen fließt, Lilien sprießen, aus Cypressenzweigen Bülbül zur geliebten Rose singt, und in der Luft der Duft von Moschus weht. Zum Paradies aber wird dieses Thal durch Menische und ihre Dienerinnen, die unter munterer Lieder Klingen dort lustwandeln; es leuchtet das Thal wie ein Augensterne von Menisches Schönheitsglanz. Der junge Held, dessen Herz vor Sehnsucht bangt, steigt vom Pferde und blickt aus einem Cypressenhain verstohlen nach dem Mädchenflor. Kaum hat Menische die Cypressengestalt des Jünglings erblickt, so flammt sie unter ihrem weißen Schleier für jene Sonne in Liebesfeuer auf und schießt die Amme mit einer Liebeserklärung und einer Einladung zu ihm, am Feste theilzunehmen. Bischen beschenkt hocheifrig die Liebesbotin mit köstlichen Kleinodien; dann wird er ins Zelt geführt, wo Menische ihn ohne Weiteres ans Herz schließt. Drei Tage lang erlabt er sich an Liebe und Trank; zu bald nur naht die Stunde der Heimkehr für die Königstochter. Da sie des Geliebten nicht entbehren kann und will, er aber immerdar im Rausche liegt und nur von Wein und neuem Bechen spricht, so giebt die Erfindungsreiche ihm einen Schlaftrunk ein und läßt den Entschlummerten neben sich in die Sänfte legen; als er erwacht, befindet er sich im Frauengemache des königlichen Palastes. Das liebende Paar lebt hier lange Zeit unentdeckt und vergißt im Liebesglück der drohenden Gefahr. Endlich erfährt der Schah den Scandal seines Hauses; er zittert wie eine Espe, die der Wind bewegt, weint Blut und citirt zürnend den alten Spruch: „Wer eine Tochter hat, der ist verloren, und wär' er auf dem Thron selbst geboren“. Dann befiehlt er die Frauengemächer zu durchsuchen und den frechen Fremdling in Ketten vorzuführen. Bischen wird in der Mitte von sechshundert Mädchen zehend angetroffen; kampfsentschlossen zieht er den Dolch, läßt sich aber fesseln, als sein Leben ihm zugesichert wird. Der aufgebrachte Schah will den Frevler anfangs zum schmachvollen Tode am Galgen verurtheilen, begnadigt ihn aber aus Furcht vor den kampfbereiten Leuen Frans, namentlich vor Rustem, dem wüthigen Crocodil, zur Kerkerhaft in einer unterirdischen Höhle; hier wird er angekettet, und die Höhle mit einem mächtigen Steine geschlossen. Nicht minder hart ist die Strafe der Tochter: ihr Haus wird verwüstet, sie selbst des Schleiers beraubt und barfüßig zur Höhle geführt, um dem Buhlen als Magd zu dienen, da sie sich des Herrschens unwürdig gezeigt habe. Ohne ein Wort zu ihrer Entschuldigung vorzubringen oder den Versuch zu machen, den strengen Vater zu verfühnen, irrt die Verstohene weinend und wehklagend in der Dede umher, dann gräbt sie mit ihren Händen ein Loch in die Höhle, bettelt Brod und reicht es dem unglücklichen Geliebten durch die Oeffnung. So bringt sie lange Zeit, Tag und Nacht bei der Höhle weilend, ein kummervolles Leben hin. Endlich erkundet Kai Chosru, Schah von Iran, mit Hülfe des Weltenbeckers, einer Art Zauber spiegels, den Aufenthalt des elenden Bischen und schießt Rustem mit vielen Helden zu seiner Befreiung nach Turan. Die Iranier verkleiden sich als Kaufleute und stellen in der Stadt des Schahs von Turan ein Waarenlager aus, das von den Turaniern so eifrig frequentirt wird, daß die Sonne nie in einem Bazar regeren Handel sah. So erfährt auch die unglückliche Königstochter von der Anwesenheit der iranischen Kaufleute; sie tritt zu Rustem heran und theilt ihm unter blutigroth rinnenden Thränen das jammervolle Geschick seines Landsmanns mit; das Verhältniß, in welchem sie zu Bischen steht, läßt sie schamhaft unerwähnt. Erst als Rustem sie barsch anfährt, und sie abweist, um sie desto sicherer zur Offenheit zu bewegen, offenbart sie ihm ihre ganze traurige Herzengeschichte und fleht ihn mit den rührendsten Bitten an, doch etwas für den Geliebten zu thun. Rustem verstellt sich auch jetzt noch, erklärt nichts mit der Sache zu thun haben zu wollen, giebt ihr jedoch aus Barmherzigkeit, wie er sagt, ein gebackenes Huhn als Speise für Bischen mit. Mit Freudebeben eilt Menische zur Höhle und giebt dem Geliebten die milde Gabe; er findet im Huhn den Siegelring Rustems, und lacht vor Freuden laut auf. Menische erstaunt, wird ganz verwirrt, denkt, Bischen sei verrückt geworden, und erfragt den Grund des Lachens. Bischen will mittheilen, verlangt jedoch vorher einen Eid von ihr, indem er dem ganzen weiblichen Geschlechte den höchst ungalanten Vorwurf macht, kein Geheimniß bewahren zu können: „Wer kann auf Weiber bauen? Nichts hält es, ihre Lippen zuzunähen, Sie würden doch zu schwachen noch verstehen“.

Ueber diese Lieblosigkeit bricht die Braut in Thränen aus und ruft klagend: „Das deiner Menische, Bischen!“ Der Bräutigam sieht nun sein Unrecht ein, und theilt ihr den Fund des Siegelringes, der auf die Nähe von Freunden deute, mit. Zu Rrustem zurückgeschickt, wird Menische auf die Frage, ob sein Kopf Kessch heiße, seines Vertrauens gewürdigt; er giebt sich zu erkennen und beauftragt sie, in der nächsten Nacht in der Nähe der Höhle ein Feuer anzuzünden, das die Nacht zu verbrennen drohe, um ihn zu Bischens Kerker zu leiten. Wie Bischen die frohe Botschaft empfängt, dankt er dem Schöpfer für seine nahe Rettung und strömt dann die dankbaren Gefühle aus, die seine Brust für das Mädchen hegt, das ihm Herz und Leib, Gut und Blut geschenkt, freudig jede Noth ertragen, ihm Freunde, Krone und Palast, Vater und Mutter geopfert habe und jetzt ihn vom Verderben rette. Ja er läßt sich im Feuer seiner Dankjagung zu der hyperbolischen Aeußerung hinreißen:

„Werd' ich erlöst aus dieses Drachen Krallen,  
So werd' ich auf die Knie vor dir fallen;  
Wie fromme Menschen zu dem Schöpfer beten,  
Will ich, die Hände faltend, vor dich treten,  
Und, wie der Slave seines Königs Willen,  
Zum Dank dir jeden, jeden Wunsch erfüllen“.

Die Befreiung gelingt; der Schah, für den die Tochter keine Bitten einlegt, wird angegriffen und besiegt; mit unermesslicher Beute ziehen die Iranier in ihre Heimath; Menische folgt natürlich dem Geliebten. Bischen muß dem Schah Kai Chosru sein ganzes Mißgeschick und die endliche Rettung erzählen. Durch die Treue der Menische tief gerührt, läßt dieser ihr hundert goldgestickte seidne Kleider, eine Krone, die solchem edlen Thun geziemt, und zehn mit Gold gefüllte Truhen reichen und ermahnt den Jüngling, künftig immer zu bedenken, was er alles der wackern Maid schulde, und sie mit keinem harten Worte zu betrüben.

Alle drei ebengeschilderte Frauen, Gattinnen und Mütter der größten National-Helden, besitzen ein leicht entzündbares Herz; Ruhm mit äußerer Schönheit verbunden, ist für sie so unwiderstehlich, erfüllt sie mit so heftiger Leidenschaft, daß sie sich dazu verstehn selber den Antrag zu machen; übrigens mildert die Sitte der Verschleierung, die den Männern das Gesicht der Schönen zu sehen nicht gestattet, diesen für uns im höchsten Grade unweiblich erscheinenden Zug. Haben sie einmal ihr Herz verschenkt, so sind sie leidenschaftlich liebende Gattinnen, leidenschaftlich zärtliche Mütter; ruhige Erwägungen, Selbstbeherrschung, Rücksichtnahme auf anderweitige Pflichten, überhaupt jedes Maßvolle ist ihnen fremd; sie folgen einer Empfindung und dieser unbedingt. Von dem sittlichen Ideal, das sich der Perser vom Weibe gebildet, bekommen wir hiernach keinen sonderlich hohen Begriff. Die Jungfrau wünscht derselbe sinnlich leicht erregt und verdankt es ihr nicht, wenn sie leidenschaftlich und kühn ihre glühenden Wünsche zu befriedigen sucht. Weibliche Zurückhaltung und Demuth, das vertrauensvolle Anschließen an die erfahrenere Mutter<sup>1)</sup>, der ganze duftige Zauber erwachender scheinbarer Jungfräulichkeit sind für das unvermählte Mädchen ebensowenig unentbehrlich, als das Gegentheil: Selbstgefühl bis zu maßloser Eitelkeit, eigenmächtiges Handeln und ungenirtes Behandeln des Natürlichen irgendwie verlegt. Von häuslichen Tugenden vermählter Frauen ist nicht die Rede, was sich aus dem Haremsleben hinlänglich erklärt; die Frauen im Epos vertreiben sich die Zeit im Kreise ihrer Dienerinnen meistens mit Gesang und Spiel, oder lustwandeln im Grünen; die Verwaltung des Hauswesens scheint nicht zu ihrem Ressort zu gehören. Dagegen wird Treue und unbedingter Gehorsam von der Gattin vorausgesetzt (im abweichenden Falle war wohl schon früher wie noch jetzt die Praxis des Sackennähens üblich?) und vorzüglich geschätzt und belohnt; auf unberechtigte Vorwürfe antwortet die ächte Gattin mit Thränen, nicht mit Widerspruch; selbst wenn der Gatte ihr herbes Leid zugefügt, macht sie ihrem Herzen durch Klagen Luft, dem Gemahl aber keine Vorwürfe. Von der Mutter erwartet man aufrichtige Liebe zu ihrem Kinde und verdankt ihr

<sup>1)</sup> Der Mangel jedes herzlichen Verkehrs der Tochter mit den Eltern fällt überhaupt auf. Der Mutter wird nur in den seltensten Fällen gedacht; ihr fehlt selbst die mitberathende Stimme.

bei einem schmerzlichen Todesfall selbst die an Wahnsinn grenzende Wehklage nicht; auch, daß der unglücklichen Mutter der Gram das Herz bricht, hält man nicht für unerhört, worin zugleich eine Anerkennung der größeren Tiefe und Innigkeit weiblicher Empfindung enthalten ist.

Soweit das Ideal; von dem weiblichen Geschlechte, wie es wirklich ist, scheint der Perser keine vorzügliche Meinung zu haben. Wir brauchen uns nur das oben erwähnte Sprichwort, daß jeder Vater einer Tochter eo ipso unglücklich sei, und die Scene zu vergegenwärtigen, wo Held Bisphen der opferfreudigsten Geliebten den Schwur abverlangt, da auf Weiber nicht zu bauen sei, weil sie, selbst bei zugenähmtem Munde Geheimnisse zu bewahren unfähig seien. Sudabe, die vierte weibliche Hauptfigur der Schahname, bietet uns die Rehrseiten des weiblichen Charakters: vorherrschende Sinnlichkeit, schändliche Treulosigkeit, raffinierte Verstellungskunst, unersättliche Nachsucht; der überaus bedeutende Tugendpreis Menisches endlich beweist, daß in Persien wie überall solche edle Naturen zu den größten Seltenheiten gehören.

Nur eine<sup>1)</sup> Gestalt tritt uns im homerischen Epos entgegen, die wir als Verkörperung des jungfräulichen Ideals jener Zeit bezeichnen können: die Kassandra, eigentlich eine Nebenfigur; um so mehr

<sup>1)</sup> Kassandra wurde erst später zur tragischsten Figur des troischen Sagenkreises. Homer gedenkt ihrer nur dreimal mit wenigen Worten: Il. 13, 366 als der schönsten Tochter des Priamus, bei Gelegenheit des vorzeitigen Endes ihres Bräutigams Polydamos, der wegen der Schönheit der Braut auf die Morgengabe verzichtet und in edler, aber kurzfristiger Schwärmerei dem Vater für die Hand der Tochter Befreiung von den Achäern versprochen hatte. Il. 24, 200 ist sie die erste, die den Vater mit Hector's Leiche nahen sieht und die Todtenklage anhebt. Od. 11, 411 erinnert sich der Schatten des Agamemnon des entsetzlichen Geschreis der Tochter des Priamus, die neben ihm von der Klytämnestra ermordet worden sei. Von der Sehergabe der Kassandra findet sich bei Homer keine Spur. Später, als der griechische Volksgeist die Sagen ausdichtete und namentlich tragisch vertiefte, wurde auch der Kassandra eine bedeutendere Stellung angewiesen. Schon bei den Cyclicern tritt sie als Seherin, der nicht geglaubt wird, auf. Von den Tragikern ergriff namentlich Aeschylus dies Motiv und machte die schöne, unselige Seherin zu einer der tragischsten Figuren des griechischen Dramas. Von Apollo, so dichtete er, wegen ihrer hohen Schönheit geliebt, sei sie zu seiner Priesterin erkoren, habe ihn aber getäuscht und den Troern wider sein Gebot Drakelsprüche verrathen; diesen Vertrauensbruch, in den eben ihre tragische Schuld gelegt wird, habe der Gott beschlossen sie schrecklich büßen zu lassen: grade weil sie mit den Drakelsprüchen Mißbrauch getrieben, habe er ihr die Sehergabe verliehen, aber mit dem Fluche, daß niemand ihr glaube und daß sie als Gauklerin verspottet und verhöhnt werde. Aber Schimmeres noch bestimmt ihr der unverföhllich fortzürnende Gott; er bewirkt es, daß sie als Sclavin demjenigen zugesellt wird, dessen ein entsetzliches Geschick in der Heimath wartet. So sehen wir sie in der Tragödie mit Agamemnon in Mykene ankommen; stumm, in düstere Visionen versenkt, bleibt sie auf ihrem Wagensitz, als auf das Drängen seiner Gemahlin der Zerstörer Ilios auf den ausgebreiteten Purpurdecken stolz in den Palast schreitet, wo die Mordart seiner harret. Kassandra steht der Aufforderung Klytämnestras auch ins Haus zu kommen, wo ihr das zu Theil werden werde, was einer Sclavin gezieme, beharrliches Schweigen entgegen. Erst als die Königin, zornig über die Hartnäckigkeit der Barbarin, allein in den Palast gegangen ist, bricht sie in durchdringende Klage laute aus und rollt die schrecklichen Bilder auf, die ihre Seele erfüllen und sie gegen die Außenwelt unempfindlich machten. In die Zukunft wie in die Vergangenheit ist ihr der Blick gelichtet. Was war, was im nächsten Augenblicke geschieht, was nach Jahren sich ereignen wird, steht mit gleicher, entsetzlicher Klarheit vor ihrer Seele: das fluchwürdige Mahl des Iphigestes, der durch das ganze Pelopidengeschlecht rasende Racheböse, Agamemmons naher Tod und der eigne, die tödtliche Klytämnestra, der feige Mordmörder Aegisth, die verhängnißvolle Badewanne, das hinterrücks geworfene Schicksalsnetz, die Mordart, der Todes schrei — aber auch die Rache: Dreß den Dolch auf die Mutter schwingend. Doch auch jetzt noch bewährt sich der fürchterliche Fluch des Porias; der Chor, Greise Mykenes, schenkt ihr aufrichtiges Mitleid, aber keinen Glauben, hält sie für wahnsinnig. — Die Wände hauchen ihr Blutgeruch entgegen; sie muß in ihr Verhängniß; sie weiß, nichts kann sie retten; so geht Priamus hochgemuth Tochter, des alten Königshauses letzter, unglücklichster Sproß, kühn entschlossen in das Mordhaus, mit den Worten:

D nicht'ges Menschenloos, ein Schatten ist

Das glückliche, das unglückliche eine Schrift

Verlöschend unter dem beneigten Schwamm.

Kaum ist sie eingetreten, so ertönt der Todes schrei Agamemmons; sie selbst stirbt lautlos.

Eine andere, weniger großartige Auffassung der troischen Seherin finden wir in Euripides' Troerinnen. Athene beschließt den Frevel des Ajas, der die schutzlehende Kassandra mit Gewalt von ihrem Altar fortgerissen, die Griechenfürsten schrecklich büßen zu lassen: der Hauptfrepler Ajas soll im Meere unkommen; die andern Führer sollen durch Stürme unter steter Lebensgefahr weit verschlagen werden; dem Agamemnon aber, der den Ajas unbefragt gelassen, wird das Schrecklichste verhängt: Kassandra soll ihm nach dem Loose als Beute zufallen und mit ihm vermählt die Ursache seines Todes werden. Euripides nimmt also hier als Motiv des Gattenmords ausschließlich die Eifersucht Klytämnestras an. Nur in einer Scene tritt

jedoch ist sie geeignet uns einen Blick in die Auffassung des Dichters und seines Zeitalters zu gewähren, als keine durch die Sage gegebene Charakteristik seiner Phantasie eine bestimmte Richtung anwies. Das Ideal einer Matrone dagegen finden wir in zwei Gestalten niedergelegt in der Arete und Helabe; diese repräsentirt die bejahrte Mutter und Gattin im Unglück, jene die glückliche. Die rührende Gatten- und Mutterliebe der jungen Frau, die in Andromache verewigt ist, wird gehoben und in schärferes Licht gesetzt durch ihr Gegenstück, den Leichtsinm Helenas; wie auch der beiderseitigen Gatten völlig entgegengesetzte Charaktere sich wechselseitig beleuchten; Hektor ist Patriot, Paris Egoist; des ersteren Wesen charakterisirt Ernst und Tiefe, des letzteren Naturell ist leicht, sein Auftreten liebenswürdig und einschmeichelnd; Hektor fühlt, Paris genießt, gewiß mit Absicht läßt der Dichter Paris und Helena kinderlos, das andre Paar durch ein Kind, das einem schönen Stern gleicht, beglückt sein. Auch der Penelope unwandelbare Treue gewinnt durch den Trenbruch und Gattenmord Klytämnestras mehr Relief, wie denn auch beide Ehefrauen vom Schatten des Agamemnon in Parallele gestellt werden.

Der Dichter, dessen anmuthig heittrer Phantasie wir die poetische Schöpfung der Naufikaa verdanken, hat es verstanden einen duftigen Zauber heiteren Lebensgenusses, der reinen Freude am schönen Menschendasein über Scheria zu weben, der wunderbar absticht von den im Homer so häufigen wehmüthigen Betrachtungen über die Nichtigkeit des Menschen, über das Verwelken der Menschengeschlechter wie der Blätter am Banne. Das weit ins Meer hinausgeschobene Eiland, wo das Horn des Ueberflusses ausgeschüttet ist, dessen Bewohner die Götter so häufig mit persönlicher Theilnahme an den Opferfesten begnadigen, die Wunderschiffe, die in einem Tage die größten Entfernungen hin und her zurücklegen, die wunderbaren sinnbegabten Kunstwerke; die goldnen Fackelträger und die silbernen und goldnen Hunde, die Hephästos dem Alkinoos verehrt hat — wir denken unwillkürlich an die Atlantis im fernen Westen, die meerrunrauschte Insel der Seligen. „Ein weißer Glanz ruht über Land und Meer, Und duftend schwebt der Aether ohne Wolken.“ Daß die Menschen auf diesem von dem Glanz göttlicher Gnade umflossenen Eilande an Gesittung dem Besuch der Götter würdig geschildert sein werden, ist wahrscheinlich, mit andern Worten, wir dürfen vermuthen, daß die Menschen dieses Wunderlands die sittlichen Ideale der homerischen Sängler seien. Und in der That die Phäaken zeigen, weungleich Naufikaa versichert, daß sie sehr übermüthig und arg dem Klatsch ergeben seien, und uns sogar ein Pröbchen von den sarkastischen Bemerkungen giebt, die sich etwa einer von den Schlimmeren erlauben würde, wenn sie mit Odysseus zusammen nach der Stadt führe, trotzdem man nach einer andern Bemerkung der Königs-tochter ein gelindes Pantoffelregiment in Scheria anzunehmen anfangs geneigt ist, einen sittlichen Adel, eine Würde und eine Feinheit des Benehmens, daß wir den höchsten Begriff von dem sittlichen Standpunkt der alten Sängler und damit von ihrer Zeit überhaupt fassen müssen. Wie tactvoll überläßt nicht Arete, als Odysseus sie auf Anrathen der Tochter zuerst um Schutz ansieht, die Entscheidung, nachdem die gebührende Achtung ihr gezollt ist, ihrem Gemahle; wie human wird der Fremdling, schon weil er ein Fremder ist, aufgenommen, wie bereitwillig ihm die Beförderung nach der Heimath zugesichert! Wie

Kassandra auf; die Auffassung derselben ist weit entfernt von dem Schwung der äschyleischen Seherin. Der Herold Talthybios hat so eben der unglückseligen Helabe das Schicksal ihrer Töchter und ihr eignes mitgetheilt: Polyxena ist auf dem Grabe des Achilleus geschlachtet worden; Cassandra dem Agamemnon zugefallen; sie selbst soll dem Odysseus als Sclavin folgen. Jetzt stürzt Cassandra, wie eine Mänade rasend, im Zustande der höchsten Ekstase herbei und fordert unter orgiastischen Exclamationen die Troerinnen, die den Chor bilden, zum lauten, fröhlichen Hochzeitsreigen auf, was der Chor in Erwägung der unglücklichen Verhältnisse für höchst unangemessen hält. Die Seherin erklärt sich nun in ruhigerer Rede, sie freue sich allerdings auf die Hochzeit, aber nur, weil sie Agamemmons Tod und seines Hauses Untergang bedeute. Dann führt sie aus, daß eigentlich die besiegten Troer glücklicher zu preisen seien als die Sieger; diese hätten Weib und Kind im Stich gelassen, um sie zehn Jahre zu entbehren und statt der Lust an ihnen die Last des Krieges zu haben; die belagerten Troer aber hätten sich die ganze Zeit über des Familienglücks erfreut. Die erschlagenen Griechen seien in feindlicher Erde bestattet, die Troer in ihrem Vaterlande durch liebende Hände. Die eigentlichen Leiden warteten der Achäer übrigens noch, solche Leiden, daß manchem der Troer Schicksal wie Gold erscheinen werde. Sie nimmt dann von der Mutter Abschied, um nicht als Braut, sondern als Gräms dem Atreiden zu folgen und die zu vernichten, durch die Troja vernichtet wurde.

rücksichtsvoll veranlaßt Alkinoos den Sänger einen andern Stoff zu wählen, da er den Gast bei der Schilderung des Streits der Achäer mit dem Purpurmantel die strömenden Thränen verbergen sieht! Dieselbe humane Gesinnung tritt bei den Fürsten und Edlen der Phäaken hervor, die Tag für Tag mit dem Könige gemeinschaftlich Mahle und Opfer begehen, und schmausend das Wohl des Volks berathen: der Held Ethenäus, der älteste der Geronten, fordert sogleich den König auf, dem Fremdling Schutz zu gewähren, alle sind gern bereit von ihren Schätzen dem berühmten Gast reichlich mitzutheilen. Von der Tochter eines solchen hochsinnigen Königspaares, die außerdem in einer edlen, gebildeten Umgebung aufgewachsen ist, dürfen wir mit Recht Gesittung und Tact erwarten; was aber der Gestalt dieser Jungfrau einen so eigenthümlichen Zauber verleiht, ist ein Hauch von Naivität und anmuthiger Kindlichkeit, der verbunden mit klarem Verstande und warmem Gefühl selbst äußerliche Mängel übersehen läßt. Aber auch Schönheit besitzt Nausikaa im höchsten Maße; ihr werden nicht allein die gewöhnlichen Epitheta schöner Frauen, wie „den unsterblichen Göttinnen an Wuchs und Erscheinung gleich“, „die weißarmige“, „die schönängige“ beigelegt; sie überragt die schmucken Dienerinnen um Haupteslänge wie Artemis die mittjagenden Nymphen. Den höchsten Begriff aber von ihrer Schönheit und Jugendfrische bekommen wir durch den Eindruck, den sie auf Odysseus macht. Der „Vielgewandte“ ist so hingerissen beim Anblicke der lieblichen Gestalt, daß er nicht nur zweifelhaft ist, ob eine Göttin oder eine Sterbliche vor ihm stehe, daß er Eltern und Brüder (deren Herz jubeln müsse, wenn sie solch blühenden Sproß zum Tanz antreten sähen) glücklich preist, dreimal glücklich aber den, der sie heimführen werde, sondern gradezu erklärt, sie sei das schönste Menschenbild, das er je gesehen; nur einmal habe ihn ein ähnliches Stannen ergriffen, als er auf der Insel Delos am Altare des Apollo einen jungen Palmschößling erblickt habe, dessen Wuchs und Kraft er lange bewundernd betrachtet. Wir dürfen nicht annehmen, daß der „Erfindungsreiche“ seine Begeisterung rein erheuchele (diese Annahme würde der Intention des Dichters, der uns Nausikaa selbst als vorzüglich schön schildert, widersprechen), wohl aber, daß er, im Bestreben das nackte Leben unter einem unbekanntem Volke und zugleich den Anstand zu retten, die ganze Kraft seines Verstandes aufbiete, um durch die Anmuth seiner Worte (die auch vom Dichter selber als freundlich, süß bezeichnet werden) und durch den Adel und die Würde seiner sittlichen Anschauung trotz der hoffnungslosen Situation Vertrauen zu erwecken und Garantien hinsichtlich seines Charakters zu bieten, und so auch seiner gerechten Bewunderung der Schönheit einen stärkeren Ausdruck verleihe, als man es von einem, der die Helena gesehen, und nach seinen speciellen Erfahrungen bei unsterblich schönen Frauen erwartet. Aber die Schönheit Nausikaa's ist nicht wie so oft „ein starres Bild“; geistige Frische gesellt sich der körperlichen, anmuthige Lebendigkeit der Seele durchdringt und belebt die schönen Formen. So kann es uns denn nicht Wunder nehmen, wenn die Besten im Lande um das holde Kind werben; auch soll die Hochzeit nicht mehr fern sein, wie ihr Athene im Traum versichert. „Aber zu diesem bevorstehenden Feste gehören vor allem wohlgewaschene Kleider;“ fügt letztere hinzu, „die Braut selbst muß im schönsten Staat sein, und den Jünglingen, die dich unter Fackelglanz in das Haus des Bräutigams führen, müssen ebenfalls schöne Gewänder dargereicht werden; denn solche Freigiebigkeit verschafft guten Ruf, und es freuen sich der Vater und die würdige Mutter: darum bitte dir vom Vater morgen in der Frühe ein Maulthiergespann aus, fahre die Gewandstücke zu den Wasserbehältern, kurz halte große Wäsche“<sup>1)</sup>. Nausikaa, die sich die Hochzeit so nahe wohl nicht vorgestellt hat, ist über den Traum verwundert, beschließt aber natürlich dem guten Rath zu folgen; sie schämt sich indessen dem lieben Vater, der eben zu einem amtlichen Schmause im Hause eines der Geronten gehn will, von der bevorstehenden Hochzeit zu sagen und ist so gezwungen einen andern probablen Grund für die Wäsche vorzubringen. Dies wird dem

<sup>1)</sup> Wir müssen um der Ehre der Athene willen annehmen, daß der Dichter sich die Hochzeit wirklich nahe bevorstehend dachte, wie auch aus dem Lächeln des Vaters hervorzugehn scheint; das arme Mädchen bloß, um ihrem Liebingshelden Kleider zu verschaffen, so grausam zu täuschen, würde nach unserm Begriffe einer Gottheit kaum würdig gedacht sein, ob aber nach griechischen Begriffen auch, ist freilich sehr fraglich.

klar denkenden Mädchen, das sich, wie das weibliche Geschlecht überhaupt, rasch in die Situation findet, nicht schwer; schnell entschlossen knüpft die Heuchlerin an die Rathsverammlung an und begründet die Nothwendigkeit der Wäsche durch den Hinweis, daß im Rathe dem Könige sauber gewaschene Kleider vor allen Dingen geziemten, und ein starker Verbrauch daher unvermeidlich sei, und daß außerdem fünf liebe Söhne, zwei verheirathet, und drei noch blühende Junggesellen, nur mit frisch gewaschenen Kleidern zum Tanz antreten zu wollen erklärt hätten; demnach sei eine Wäsche jetzt wieder einmal unvermeidlich.

Die Naivität liegt in der Begründung der Nothwendigkeit der Wäsche, die für die Tochter diesmal von Bedeutung, für den Vater aber etwas ganz Gewöhnliches ist, denn Nausikaa versichert, daß sie überhaupt mit der Wäsche betraut sei; sie muß der Weissung des Traumes gemäß grade an diesem Morgen Wäsche halten und sucht Gründe hierfür vorzubringen, die indessen nicht stichhaltig sind, weil sie zu allgemein sind und eigentlich nur die Vertheidigung vorwegnehmen, die nöthig gewesen wäre, wenn der Vater eine übrigens gar nicht wahrscheinliche Einwendung gemacht hätte. Zudem sie diesen unwahrscheinlichen Fall, schon ehe er eingetreten ist, ängstlich berücksichtigt, zeigt sie, wie sehr ihr daran gelegen ist, gerade an diesem Tage Wäsche zu halten, indirect, wie sehr ihr Herz vom Gedanken an die nahe Hochzeit erfüllt ist. Der Vater, der sie durchschaut<sup>1)</sup>, erlaubt ihr gern das gewünschte Gespann. Auf seinen Befehl bringen Diener den mit Maulthieren bespannten Wagen; geschäftig eilt Nausikaa hin und her und packt die Wäsche in den Wagenlasten, während die Mutter Speise und Trank holt und ein Fläschchen mit Del zum Salben des Körpers beifügt. Das liebe Mädchen, natürlich schon geübt in der Lenkung des Gespannes, besteigt den Wagen, ergreift und schwingt die Peitsche, fort sausen die Maulthiere; so eilt sie dahin, vom Schwarm der munteren Dienerinnen begleitet, ein anmuthiges Bild jugendlicher Kraft und Frische. Nach Beendigung der Wäsche folgt das Ballspiel, die Belohnung der bei dem Fehlen der Seife freilich mühsamen Arbeit; die Königin verfehlt eine der Dienerinnen; der Ball fliegt in des Flusses tiefe Strudel; die Mädchen kreischen auf; dieser Schrei erweckt den Odysseus aus dem langen, tiefen Schlaf, den er nach so ungeheuren Mühen, wie ein Feuerbrand in der Asche von vielen Blättern eingehüllt, gethan. Er arbeitet sich aus dem dichten Blätterlager hervor und beschließt, was ihm auch bevorstehen möge, vorzugehen, wie ein Löwe, den der Hunger zum Menforsien treibt. Von vorzüglicher Wirkung ist es, wie der Dichter den Odysseus, dem das Abenteuer mit den allerliebsten Mädchen bevorsteht, die Betrachtung anstellen läßt, ob er auch wohl in einem Lande ungestaltlicher, ungebildeter, grausamer Menschen, à la Västrogonen und Cyclopen sich befinde. Mit einem Zweige seine Blöße bedeckend, naht sich der vom Meereswasser und Vivonac arg entstellte Held der arglosen Mädchenschaft; alle fliehen bei dem entsetzlichen Anblicke erschreckt auseinander, nur Nausikaa hat die Kraft ihre Furcht zu bemeistern und Stand zu halten (doch auch sie nur mit Hilfe der Athene, die ihr das Zittern aus den Gliedern nimmt; so wird der mögliche Vorwurf, ihr Benehmen sei unweiblich, glücklich beseitigt); mit Fassung hört sie die rührenden Worte des Unglücklichen an, der, um sie nicht zu erzürnen, es nicht wagt, näher zu kommen und ihr nach der Sitte der Flehenden die Kniee zu umfassen. In ihrer Antwort nimmt das edle Mädchen weder Rücksicht auf das Lob ihrer Schönheit noch auf die Wünsche, die ihr späteres Lebensglück betreffen, sondern faßt den allgemeinen Eindruck, den seine Worte auf sie gemacht haben, dahin zusammen, daß er weder einem bösen noch einem unverständigen Manne gleiche; Mißtrauen liegt ihrer edlen Natur und ihren Sahren fern; so urtheilt sie echt mädchenhaft, daß der nicht schlecht sein könne,

<sup>1)</sup> So versichert der Dichter, was indessen nicht recht glaublich erscheint. Was, fragen wir, durchschaut der Vater? Vom Traum kann er nichts wissen; er weiß höchstens, daß Nausikaa sich mit Heirathswünschen trägt, die er demnach zu erfüllen beabsichtigt und daß sie diese unter irgend einem Vorwande verbirgt; dann müßte entweder angenommen werden, der Nausikaa wäre ihre Verstellung nur mangelhaft gelungen, was bei einem Mädchen anzunehmen unthunlich erscheint; oder es sei erst kurz vorher große Wäsche abgehalten worden, und der Wunsch kurze Zeit darauf wieder zu waschen, hätte den Vater auf den wahren Beweggrund des Mädchens hingeleitet. Letztere Annahme aber ist unwahrscheinlich, weil ein König der Phäaken, so patriarchalisch er auch gedacht sein mag, am Ende doch etwas anderes zu thun hat, als sich die Waschtage einzuprägen, und zweitens doch wohl seitens der Mutter gegen eine so rasche Wiederholung einer großen Wäsche Protest eingelegt worden wäre.

der seine Worte so fein zu wählen verstehe und der Schönheit einen solchen Respect bezeuge, der nicht unverständlich, der, was ihr im Herzen lebt, so richtig nachfühle, sie so „verstehe“. Mit richtiger Beurtheilung der Sachlage geht sie dann sogleich auf den wesentlichen Punkt ein, verspricht seine Bitte um Gewänder zu erfüllen, weil man einem stehenden Unglücklichen helfen müsse, da das Unglück von Zeus komme und sowohl Gute als Schlechte treffen könne, nennt den Namen des Landes und stellt sich schließlich mit einem gewissen anmuthigen Selbstgefühl als Königstochter selbst vor. Nach dieser Erklärung gebietet sie den Dienerinnen zu stehn, sucht ihnen die Furcht, es mit einem Feinde zu thun zu haben, zu benehmen, Scheria liege ja weit ab im Meere und sei den Göttern lieb, erinnert sie daran, daß die Fremdlinge in Zeus' Huth ständen, und die Pflicht gebiete ihnen zu helfen; dann befiehlt sie ihnen, ihm Speise und Trank zu reichen und ihn an einer vor dem Wind geschützten Stelle im Flusse zu baden. Hier bewundern wir die Verständigkeit und Umsicht, mit der sie die Dienerinnen richtig zu fassen weiß, sowie die Herzensgüte, die sich nicht darauf beschränkt, Odysseus das Verlangte einfach zu geben, sondern den nun einmal in ihren Schutz Aufgenommenen mit wahrhaft weiblicher Vorsorglichkeit und richtigem Verständniß des Nothwendigen umfaßt. Beachtenswerth ist es, daß nicht der Affect des Mitleids ihre Handlungsweise leitet, sondern für ein Mädchen unserer Zeit vielleicht etwas zu kühle Reflexionen; Gefühlsschwärmerei liegt dem griechischen Mädchen, besonders homerischer Zeit durchaus fern. Halten wir fest, daß Naivität nicht Sentimentalität im Schiller'schen Sinne der Grundzug des griechischen Wesens ist (erst in der Euripideischen Tragödie zeigt sich ein gewisser moderner romantischer Zug), so werden wir uns nicht wundern, Situationen nicht in der Weise ausgebildet zu finden, wie ein moderner Dichter es unfehlbar gethan hätte und auch unserer Richtung gemäß hätte thun müssen. — Wie Odysseus, vom Meerwasser gereinigt, in die frischgewaschenen geschenkten Gewänder gehüllt und von Athene mit Anmuth umgossen, sich wieder naht, muß er freilich einen andern Eindruck machen, als der nackte, durch Staub und Meerwasser entstellte Bettler. Dieser Unterschied wird überraschend klar, wenn der Dichter die Königstochter, um die sich die vornehmsten und schönsten der unbeweibten Phäaken bewerben, unverhohlen den Dienerinnen gegenüber den Wunsch äußern läßt, daß ein solcher ihr Gemahl genannt werden möchte<sup>1)</sup>. Dieser Wunsch ist nichts weiter als eine vorübergehende Empfindung, deren sich wohl kein Mädchen, „werth gleich in die Eh' zu treten“ erwehren kann, wenn es einem auffallend schönen Manne gegenüber sich befindet; nur ist Naukilaos offener, sie hat keine Anstandsregeln sich aneignen müssen, die eine solche Aeußerung (denn Gedanken fügen sich solchen Regeln wohl kaum;) als höchst unschicklich verdammen, sie spricht wie alle Menschen im homerischen Epos „was ihr das Herz im Busen gebietet“. Daß die Aeußerung Naukilaos eben nur ein augenblicklich sie durchzuckender Gedanke ohne weitere Folgen für die Ruhe ihres Herzens, der dem Dichter nur dazu dient, die vorzügliche Schönheit seines Helden ins rechte Licht zu setzen, nicht aber der Anfang einer rührenden Herzengeschichte, einer romantischen Liebe sei, läßt sich einerseits aus dem Verlauf der Darstellung, andererseits aus dem Geist der homerischen Poesie wahrscheinlich machen. Die Figur der Naukilaos ist dem Dichter nur Mittel zum Zweck; sie ist in der Oekonomie des Gedichts nur dazu bestimmt, den Odysseus auf die anmuthigste und natürlichste Weise an den Hof des Alkinoos zu bringen. Dies erhellt daraus, daß sie, nachdem diese ihre Rolle ausgespielt ist, in der Erzählung völlig verschwindet; ein eigentlicher Abschied des Odysseus von ihr findet gar nicht statt, geschweige denn eine rührende Scene; auch die hingeworfene Bemerkung des Alkinoos, daß er gern den Odysseus durch eine Vermählung mit seiner Tochter für immer an sich fesseln möchte, soll nach der Intention des Dichters nur den überaus vortheilhaften Eindruck charakterisiren, den der vielumgetriebene Fremdling durch sein edles, durch die mannigfachen Prüfungen geläutertes Gebahren auf den hochsunigen König gemacht hat. Die Stelle, deren wir so eben gedachten, ist folgende:

<sup>1)</sup> Daß sie den Dienerinnen Empfindung so zarter Natur ohne Weiteres mittheilt, ist für jene Zeiten nicht auffallend, wo Herr und Diener, die der Bildung und dem ganzen Gedankenkreise nach, auf fast gleicher Stufe standen, oft genug durch engste Freundschaftsbande verknüpft waren.

Als Odysseus am Abend des zweiten Tages seines Aufenthaltes in Scheria so eben der Badewanne entstiegen, zu den weintrinkenden Fürsten geht, steht Nausikaa an einem Pfosten der dichtgefügtten Decke, bewundert des Helden Schönheit und spricht zu ihm: „Heil dir, Fremdling, mögest du auch im Vaterlande meiner gedenken, da ich es bin, der du zunächst deine Lebensrettung verdankst“. Diese Worte verathen keineswegs eine verborgene Leidenschaft, sondern sind der einfache Ausdruck der natürlichen Theilnahme an dem ferneren Geschick ihres Schützlings, in dessen Gedächtniß sie eine dauernde Stelle einnehmen will. Der Leidenschaftslosigkeit der Aeußerung entspricht die Antwort des Odysseus, welche die Versicherung enthält, daß er auch in der Heimath zu ihr, wie zu einer Göttin beten wolle, immer alle Tage, da sie ihm das Leben gerettet. Doch abgesehen davon, daß diese Scene für die Annahme einer wehmüthig bitteren Entfagung seitens der Nausikaa wenig Anhalt gewährt, hat man guten Grund sie als Zusatz eines Nachdichters zu betrachten, dem das gänzliche Verschwinden der Königstochter Anstoß erregte, der aber nicht Erfindungskraft genug besaß, ein anderes Motiv als das schon früher benutzte Bewundern der körperlichen Schönheit des Odysseus anzuwenden<sup>1)</sup>. Die längere Ansprache, mit der Nausikaa von Odysseus scheidet, setzt die Eigenthümlichkeit ihres Wesens in das hellste Licht. Während Odysseus den lange nicht befriedigten Appetit stillte, hat das Mädchen mit Hülfe der Dienerinnen die Wäsche gefaltet und auf den Wagen gepackt, die Maulthiere angejocht und ist auf den Wagensitz gestiegen. Von hier aus, gewissermaßen auf dem Sprunge zur Abfahrt, giebt sie dem Fremdling die Anleitung zu den Schritten, die ihm die Rückkehr nach der Heimath ermöglichen sollen; sie traut ihm zugleich Einsicht genug zu die zarten Gründe würdigen zu können, die sie abhalten in seiner Begleitung durch die Stadt zu fahren. Die satirischen Bemerkungen der Phäaken sind es, die das Mädchen fürchtet; außerdem hält sie einen Verkehr mit Männern ohne Wissen der Eltern für ein Mädchen überhaupt für unschicklich. Der erste Grund ist für sie offenbar der wichtigere; sie führt ihn zuerst an und setzt ihn ausführlich auseinander. Eine äußerst feine Charakteristik der weiblichen Natur! Das feine Tactgefühl der Jung-

<sup>1)</sup> Die Ehestiftung ist in der homerischen Zeit meist ein Rechtsgeschäft, das der Vater der Braut und der Bewerber mit einander abschließen. Die Wahl der Gattin pflegt der Sohn öfters seinem Vater zu überlassen, der namentlich auf entsprechende Vermögensverhältnisse sieht. Hat der Vater oder auch der Freier selbst eine passende Parthie gefunden, so bietet er dem Vater des Mädchens, ohne daß deren Neigung irgend wie berücksichtigt wird, einen Preis an, der in Vieh oder sonstigen werthvollen Dingen besteht. Genügt dieser den Ansprüchen des Vaters, so erfolgt die Vermählung, zu der nun auch wiederum das Mädchen eine entsprechende Aussteuer von ihrem Vater erhält. Bewerber sich mehrere um ein Mädchen, so führt der in der Regel die Braut heim, der den werthvollsten Preis gegeben. (Warum freilich Alkinoos mit der Verbeirathung der Tochter zögert, da sich die vornehmsten Phäaken um sie bewerben, ist unklar.) Die abgewiesenen Freier bekommen ihre Gaben nicht zurück, so daß die Väter vielumworbener Bräute oft mehr erhalten, als sie später zur Aussteuer mitgeben, eine Sitte, die Penelope zum großen Behagen des Odysseus den Freiern gegenüber trefflich auszubenten versteht (Od. 18, 275). Auffallende Schönheit des Mädchens, wie der Cassandra veranlaßt bisweilen den Freier auf die Aussteuer zu verzichten, auffallende Trefflichkeit des Freiers den Vater des Mädchens, ihn ohne Verbegehren zum Eidam zu wählen (Od. 7, 311). Von einer Herzenswahl des Mädchens ihrerseits, von einer Berücksichtigung ihrer Neigung ist nirgends die Rede; auch ist eine vorherige persönliche Bekanntschaft nicht notwendig (Od. 4, 10). Penelope, von der die Entscheidung über ihre Hand allerdings erwartet wird, steht als Gemahlin eines Mannes, dessen Tod nicht erwiesen ist, nicht unter der väterlichen Gewalt; übrigens erklärt Telemach einmal, er wolle die Mutter zwingen zu Laertes zurückzukehren, der sie dann in gewöhnlicher Weise verheirathen möge. Selbst Andromache, das Ideal einer liebenden und geliebten Gattin, ist von Hector heimgeführt, weil er unermessliche Verbegehren dem Vater Götion gegeben hat (Il. 6, 394; 22, 472). Wegen dieser vollständigen Unselbstständigkeit heirathsfähiger Töchter ihren Vätern gegenüber, wegen der Sitte, nicht einmal vor der Hochzeit mit dem Freier verkehren zu dürfen, was N. selber als gegen den Anstand verstößend hinstellt (Od. 6, 288), wegen des durchgängigen Wagnisses beider Theilnehmenden, erst nach der Vermählung sich lieben und achten zu lernen (Od. 6, 181), ist es unwahrscheinlich, daß der Dichter N. als unglücklich liebend habe darstellen wollen. Spätere griechische Dichter, wie Sophocles in seinem Drama „Nausikaa oder die Wäscherinnen“ und Philoklios in seiner Komödie, die denselben Stoff behandelte, mögen das Verhältniß ähnlich gefaßt haben (was indessen noch sehr zweifelhaft ist), wie es Göthe in den Fragmenten seines Trauerspiels that, wo der tragische Conflict dadurch entsteht, daß N. von glühender Liebe zu Odysseus erfüllt wird, die dieser als schon vermählt nicht erwidern kann, ein Conflict, der dadurch gelöst wird, daß Odysseus sie durch Telemach zu entschädigen verspricht.

frau, das sie im Conflict mit dem Wunsche den Fremdling zu retten und der Furcht, unweiblich zu erscheinen, das Nichtige wählen läßt, weiß später selbst ihr Vater nicht zu würdigen, der das Benehmen der Tochter sogar offen tadelt, worauf Odysseus mit der größten Gewandtheit und zartester Schonung ihre Beweggründe verschweigt und die Schuld auf sich nimmt. Um nun dem Odysseus klar zu machen, wie entseztlich es sei, dergleichen Bemerkungen hören zu müssen, giebt sie echt mädchenhaft ein Pröbchen, das sie allerdings spitzig genug ausgedacht hat: „Wer ist der schöne und große Fremdling? wo hat sie ihn gefunden? er wird wohl ihr Gatte werden; traun! sie hat wohl irgend einen Verschlagenen von seinem Schiffe zur Pflege aufgenommen, aus fremden Landen; denn in der Nähe giebt es ja keine Männer; oder auf ihr Flehen ist ein vielerwünschter Gott vom Himmel gestiegen, dem sie für immer gehören wird. Es ist ja auch so besser, daß sie, da sie ja selbst darauf ausgehen mußte, einen Mann anderswoher gefunden hat; denn wahrhaftig! die hier zu Lande verschmäht sie, die Phäaken, die sie in großer Zahl und alle edel umwerben“. Ganz unstatthaft wäre die Annahme, sie wolle hierdurch mit weiblicher List dem Odysseus Avancen machen; ihre Worte sind im Gegentheil vollkommen naiv; sie strömt die Gefühle ihres Herzens ohne die mindeste Absichtlichkeit aus, ja ohne sich bewußt zu sein, gewisse Gedanken zartester Natur zu verrathen. Im weiteren Verfolg ihrer Anweisung tritt dann noch der berechtigte Stolz auf ihr beglücktes Vaterland anmuthend hervor, sowie das Gefühl Königstochter und das Kind eines vorzüglichen Elternpaars zu sein, dessen edlem Sinn sie unbedingt vertraut.

Haben wir in der Nausikaa die Knospe edelster Weiblichkeit, so tritt sie uns in der Andromache zu voller Blüthe entfaltet, entgegen. Die jugendliche Gattin Hektors ist die Tochter des Getion, des Herrschers zu Theben am Platosgebirge; schon viel des Leides ist auf ihren Scheitel gehäuft; Achilleus, der beste der Achäer, ist vom Verhängniß bestimmt, des edelsten Troers Leben und Glück zu vernichten: er hat Andromaches Vaterstadt zerstört, ihr den Vater erschlagen, die sieben Brüder an einem Tage erwürgt, er wird auch einst den blühenden Gemahl fällen, der jetzt ihr Einn und Alles, ihr Vater, Mutter und Bruder ist. Dazu die Kriegsnoth, das unabsehbare Leid Iliens! Von solch düsterer Folie hebt sich ihr Glück ab, wenn es ein Glück ist, aber auch schon von den Schatten der Zukunft umdüstert. Der edle Beruf des Gemahls, ein Vorkämpfer fürs Vaterland zu sein, sein hoher Ruhm, der einzige zu sein, der Ilion hält, dürfen sie mit gerechtem Stolge erfüllen; doch um so mehr auch ist der Geliebte der Gefahr ausgesetzt; „Wohin, böser Mann, wird dich dein Muth noch reißen!“ redet sie wehmüthig den Gatten an, als er von Neuem in die Feldschlacht stürmt. So ist ihr Busen halb von Stolz geschwellt auf den tapfern Mann, auf den Sohn, der einem schönen Sterne gleicht und dem Vater zu Ehren im Volke „Herrscher der Stadt“ heißt, halb von schwarzsehender, herzeinschnürender Furcht beängstigt. Daher diese unendlich rührende Mischung von Stolz und Furcht, von Hoffnung und Verzweiflung, dieses Lächeln mit thränenfeuchten Augen. Wie sie gehört hat, daß Diomed die Troer harth drängt, ist sie voll Angst „einer Rasenden gleich“ auf den Thurm geeilt, doch nicht ohne ihr Kind, das eine Wärterin ihr nachtragen muß. Hektor, der sie zu Hause nicht angetroffen, will schon wieder, da Eile Noth thut, durchs Skäische Thor zur Schlacht, da stürzt die Gattin, die hier seiner harret, ihm entgegen und beschwört ihn leidenschaftlich sich zu schonen, sie nicht zur Wittwe, den Knaben zur Waise zu machen; seiner beraubt wäre sie besser todt. Mit sanften Worten beruhigt sie Hektor, alles dies liege ihm am Herzen, aber die Pflicht rufe zum Kampfe, der freilich vergeblich sein werde; denn einst, so sagt ihm eine düstere Ahnung, werde das stolze Ilion in den Staub sinken; sein Herz zittere weniger beim Gedanken an das Schicksal der Eltern, der Brüder, als für die Gattin, wenn sie, die weinende, als Gefangene weggeschleppt und im fernnen Argos Wasser tragen müssen werde; aber ihn werde hoffentlich vorher der kühle Grabeshügel umhüllen. Von der trüben Zukunft ab wendet er sich zum gegenwärtigen Glück, zu seinem und ihrem Kinde, das vom wirklichen Weh nichts ahnt, aber heftig erschrickt und schreit, als der seiner Einbildung nach höchst erschreckliche Helmbusch des Vaters ihm naht. Diese grundlose Angst des Kleinen im Gegensatz zu der ihm unbewußten wirklichen Gefahr macht Vater und Mutter trotz ihrer trüben Stimmung lachen und wird die Veranlassung zu größerer Fassung beider. Hektor wagt wieder

